

Christof Weigold

DER BLUTROTE TEPPICH

**Hollywood 1922:
Hardy Engels zweiter Fall**

**Kiepenheuer
& Witsch**

Bei dem vorliegenden Roman ist die Handlung fiktiv, auch wenn sie mit dem Verlauf eines authentischen Falles verwoben ist. Es treten historische Persönlichkeiten auf, ihr Handeln, Reden und Denken ist jedoch so frei erfunden wie das der anderen Romanfiguren.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Zitatnachweis S. 5: Auszüge aus Friedrich Nietzsche:

Also sprach Zarathustra. Sämtliche Werke Bd. 4. München: dtv 1999, und aus einem Gespräch zwischen Sigmund Freud und Stefan Zweig, zitiert nach Stefan Zweig: Die Welt von Gestern.

Erinnerungen eines Europäers.

Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 2010.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © getty images / Hulton Archive / Freier Fotograf
Autorenfoto: © Gerald von Foris

Gesetzt aus der Apollo und der Trade Gothic

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05141-4

PROLOG

Noch heute, zwanzig Jahre später, erinnere ich mich ganz deutlich an das erste Erdbeben, das ich in Los Angeles miterlebt habe. Vielleicht liegt es daran, dass es sich ereignete, während ich gerade zwei Mörder verfolgte.

Sie waren in großer Eile losgefahren, nachdem sie ihr Opfer von dem hohen Haus gestoßen hatten, direkt vor meine Füße. Es war einer der Kronzeugen in dem Fall, den ich damals bearbeitete. Als sie in der Dunkelheit die Feuerleiter hinunterstiegen, konnte ich sie nicht erkennen, doch es gelang mir, ihnen unbemerkt zu folgen, zunächst zu Fuß und dann im Automobil, bis zum Rückstau einer nächtlichen Baustelle. Hier erwischte uns das Beben.

Leitungsmasten knickten um und fielen auf Fahrzeuge, abgerissene Elektrokabel entzündeten Feuer in den frisch aufgebrochenen Gräben. Ich erinnere mich nicht gern daran. Es reicht, dass ich häufig davon träume.

Als die Erdstöße endlich aufhörten, dachte ich schon, ich hätte die beiden verloren. Doch kaum hatte ich es geschafft, aus dem Chaos der zerstörten Baustelle herauszufahren, entdeckte ich an der nächsten Kreuzung erneut ihren Packard. Ich erkannte ihn an dem linken Rücklicht wieder, das schon zuvor defekt gewesen war und rötlich flackerte.

Nun fuhr ich ihnen einfach weiter hinterher, so, als wäre nichts Besonderes geschehen.

Der Packard pflügte vor mir mitten durch eine große Pfütze,

das Wasser spritzte auf meine Windschutzscheibe, und ich betätigte den Scheibenwischer, um wieder klare Sicht zu bekommen.

Wir fuhren den Sunset Boulevard entlang nach Osten.

Die beiden Männer gaben mächtig Gas, trotz der unsicheren Straßenverhältnisse nach dem Beben, und so musste auch ich meinen Wagen in hohem Tempo um gestrandete Automobile und um querliegende Palmen und Trümmerteile herumlenken. Wir fuhren im Licht der schiefen Laternen unter Wasserfontänen hindurch, die aus geborstenen Rohren neben der Straße hoch in die Luft schossen. Immer wieder rumpelten wir über einen Asphaltbrocken oder eine Schwelle.

Hoffentlich platzten die Reifen nicht. Noch einmal würde ich den Packard kaum wiederfinden in der Hölle, die nun losgebrochen war, inmitten der mit heulenden Sirenen hin und her rasenden Feuerwehr- und Polizeiwagen. Überall loderten Feuer auf den zahlreichen Ölfeldern.

Lass sie nicht entkommen, Hardy, dachte ich. Ich hatte schon zu viel erlebt in diesem Fall, um diese Spur nun zu verlieren. Und ich war der Lösung noch nie so nahe gekommen wie jetzt.

Die Ermittlungen hatten mich zu jenem Zeitpunkt schon bis an die Ostküste geführt, nach New York, und wieder zurück nach Los Angeles. Viele Menschen waren bereits tot, viele sollten in ihrem Verlauf noch sterben, und die meisten von ihnen auf dem Hollywood Memorial Cemetery beerdigt werden.

Plötzlich wurde der Packard langsamer und bog dann scharf nach rechts ab, in eine Auffahrt hinein. Ich bremste und folgte ihm, mit etwas Abstand und so vorsichtig wie möglich, auf einen großen Platz.

Vielleicht, dachte ich, trafen sie sich hier mit irgendwem, dem Auftraggeber oder Komplizen. Ich schaltete die Lichter aus und ließ den Wagen langsam und leise ausrollen.

Das Automobil vor mir sah ich mit tastenden Scheinwerfern über den Platz fahren, dann wendete der Fahrer es in einem langgezogenen Bogen, und sie erloschen plötzlich. Er hielt am Ende des Platzes an.

Ich beugte mich vor zur Frontscheibe und spähte ins Dunkel. Ich riss das Auge weit auf und versuchte mit meinem eingeschränkten Sehvermögen zu erfassen, ob jemand ausstieg oder jemand an das Fahrzeug herantrat. Doch es stand einfach nur da, mit laufendem Motor, seine Vorderfront mir zugewandt.

Mit einem Mal strahlten die Scheinwerfer wieder auf. Sie erfassten meinen Oldsmobile und blendeten mich.

Sie hatten mich entdeckt.

Der Packard fuhr mit durchdrehenden Rädern an und direkt auf mich zu.

ERSTER TEIL

NACHT

1

Die Geschichte begann im Winter, an einem ausnahmsweise wirklich kalten Februartag, so als wollte Hollywood uns schon mit dem Wetter vorwarnen, was für ein grimmiges Jahr 1922 werden würde.

Mein Telefon hatte damals schon sehr lange nicht mehr geläutet, und würde es auch bald nicht mehr können: Ein Schreiben der Pacific Telephone Company informierte mich, dass der Anschluss des Teilnehmers Mr. Reinhard Engel, 5858 Wilshire Boulevard, Hollywood, Kalifornien, in einer Woche abgeschaltet werden würde, sollten bis dahin die ausstehenden Rechnungen von Dezember 1921 und Januar 1922 nicht beglichen worden sein.

Ich konnte sie aber nicht bezahlen. Meinen Job als Sicherheitschef des Universal Studios, das von meinem deutschen Landsmann Carl Laemmle geleitet wurde, hatte ich vor knapp zwei Monaten gekündigt, und seither kein Geld mehr verdient. Eigentlich hatte ich noch genug damit zu tun, mich von meinem letzten Fall zu erholen. Meine Reserven waren rapide geschrumpft. Ich hatte siebzig Dollar für eine Operation und das Einsetzen eines Glasauges bezahlt, dazu waren die laufenden Kosten für Miete, Telefon, Essen und Whisky gekommen.

An Weihnachten waren noch zwanzig Dollar übrig gewesen. Natürlich hatte ich davon keinen Weihnachtsbaum gekauft. Ich für mich alleine brauchte keinen. Ich hatte überlegt, ob ich sie für einen Heizkörper oder für Whisky ausgeben sollte. Da

auch Whisky einen warm machen konnte, mir jedoch nichts davon bekannt war, dass elektrische Radiatoren Räusche verursachten, hatte ich mich für Whisky entschieden.

Am Nachmittag jenes 1. Februars allerdings hätte ich gut einen Heizkörper gebrauchen können. Für Los Angeles war es sehr kalt, kaum über vierzig Grad Fahrenheit. Es war nie kälter als fünfundfünfzig geworden, seitdem ich hier lebte. Ich konnte meinen Atem sehen, auch ohne das Fenster in meiner karg möblierten Zweizimmerwohnung zu öffnen. Das empfahl sich schon deshalb nicht, weil es draußen wie stets unheimlich stank: Ich wohnte direkt neben den La-Brea-Teergruben und ihrem rülpsenden Asphaltsee. Deshalb war die Wohnung so billig. Ich konnte sie mir trotzdem nicht mehr leisten und war schon zwei Monate mit der Miete im Rückstand.

Irgendetwas musste geschehen, doch ich war unfähig, selbst eine Veränderung herbeizuführen.

Immerhin machte ich regelmäßig Übungen, um das räumliche Sehen zu trainieren. Sie bestanden vorwiegend darin, mit dem verbleibenden Auge die beiden Fotografien an der Wand zu fokussieren, die Pepper Murphy zeigten.

Um wenigstens einmal irgendetwas Neues zu tun, ging ich hinüber, hängte sie ab und legte sie vorsichtig in die Schublade des Schreibtisches.

Ich atmete durch und beschloss, dass ich mich von dieser gewagten Aktion erst einmal bei einem Glas Whisky erholen musste. Da er mir ausgegangen war und ich kein Automobil zur Verfügung, aber noch ein paar Münzen in meiner Hosentasche hatte, nahm ich die Straßenbahn nach Osten, zur Silver Lake Junction.

Dort befand sich das Jail Café, eine Flüsterkneipe, auf deren Existenz außen nichts hinwies. Doch die unscheinbare Tür des kleinen, zur Tarnung vorgelagerten Ladenraums war vierundzwanzig Stunden geöffnet, und dahinter konnte man sich illegale Substanzen in bester Qualität beschaffen.

Es war meine Stammbaar, seitdem ich vor anderthalb Jahren nach Hollywood gekommen war. Der Mann in dem Laden

vorne winkte mich durch, ohne dass ich das Passwort nennen und den Vierteldollar bezahlen musste.

Erst wenn man durch die nächste Tür gegangen war, schlug einem der Lärm einer vollbesetzten Bar entgegen. Sie war aufgemacht wie ein Gefängnis, mit kargem, grauem Betonboden, und vor dem Tresen und in den eisernen Gitterzellen drängten sich die durstigen Gäste, die hier alles bekamen, was sie *wirklich* hinter Gitter bringen könnte.

Jazzmusik aus einer Victrola mischte sich in das laute Stimmengewirr, einige angetrunkene Frauen in knappen Kleidern tanzten wild und warfen die Beine. Männer beobachteten sie rauchend, Kellner in gestreiften Sträflingsjacken und mit besonders fiesen Gesichtern streunten zwischen den Zellen umher und achteten darauf, dass niemand ohne Drink dastand.

Mein bester Freund Buck Carpenter, der Chef hier, sah mir hinter dem Tresen entgegen, ein rundlicher Schotte Mitte dreißig mit gespaltenem Kinn, perfekt gekleidet in einem Glencheck-Maßanzug, und verzog das Gesicht zu einem spöttischen Grinsen: »Hardy Engel!«

Ich setzte mich auf einen Barhocker am Tresen und begrüßte ihn mit Handschlag. »Hallo, Buck, altes Haus.«

Buck drückte mir herzlich die Rechte und schlug mir auf die Schulter.

»Lange nicht mehr hier gewesen, Hardy«, sagte er und holte eine Flasche aus dem Regal. Mit dem besten Single Malt der Stadt darin, vierundfünfzigprozentigem. Er produzierte ihn seit dem Inkrafttreten des *Volstead Acts* im Januar 1920 selbst, zunächst nur für seine eigene Bar, und mittlerweile für viele weitere.

»Ist das nun ein gutes Zeichen, dass du mal wieder aus deinem Bau rauskommst?«, fragte er. »Hast du dich entschlossen, wieder am Leben teilzunehmen?«

Ich streckte die flache Hand aus und bewegte sie hin und her.

»Bin noch nicht sicher.«

Er goss uns zwei Gläser ein, und wir tranken.

»Du weißt, du kannst hier immer anschreiben lassen.«

»Das muss ich auch«, sagte ich und beobachtete ein Pärchen in einer der Gitterzellen. Die angetrunkene Frau verriegelte mit einer Haarnadel die Tür und lachte auf, da sie nun wirklich eingeschlossen waren. Ein Kellner und ihr Begleiter versuchten, sie davon abzubringen und von zwei Seiten die Tür zu öffnen, die sie kreischend blockierte. So etwas kam andauernd vor.

»Wenn du meinen Rat hören willst, such dir einen Auftrag und arbeite wieder als Privatdetektiv«, sagte Buck. Er holte eine Zigarre heraus, die er zurechtstutzte und dann anzündete. »Ganz ehrlich, es würde dir guttun. Das kann so nicht weitergehen.«

Wir hatten zu Beginn unserer Bekanntschaft hier an diesem Tresen herausgefunden, dass wir uns seinerzeit in Frankreich an der Front gegenübergelegen hatten. Wahrscheinlich hatten wir sogar ein paarmal versucht, uns da drüben umzubringen. Und nur ein paar Jahre später waren wir zu Freunden geworden. Er kannte meine ganze Geschichte und hatte mir in den letzten schwierigen Monaten stets zur Seite gestanden.

»Ich glaube, ich kann das nicht mehr«, sagte ich.

»Und was willst du dann tun? Wieder als Schauspieler arbeiten?«, fragte er wegwerfend. »Meinst du, irgendwer gibt dir noch mal eine Rolle?«

Ich zuckte die Achseln. »Hast ja recht.« Ich war Anfang dreißig, hatte kaum Nennenswertes vorzuweisen, mich inzwischen auf etwas anderes verlegt und es mir überdies mit allen verscherzt. Es war aussichtslos, und selbst ich wusste das.

Er zog unsere Gläser zu sich heran und schenkte nach.

»Jetzt hör mir mal zu«, sagte er. »In der Filmbranche tut sich einiges.«

»Ach wirklich?«, fragte ich mürrisch.

Das Jail Café befand sich gegenüber dem Studio, in dem Mack Sennett seine Komödien produzierte, und Buck, der früher einmal als Kameramann gearbeitet hatte, hatte als Barbesitzer jede Menge Kontakt zu Filmleuten. Er wusste genau, was

in dieser Stadt vor sich ging, und er war einigermaßen stolz darauf.

»Du hast es nur nicht mitbekommen, weil du dich aus verständlichen Gründen in deine Wohnung zurückgezogen hast«, sagte Buck sanft und klopfte die Asche ab. Er beugte sich vor und redete so leise, dass nur ich ihn verstehen konnte. »Seit dem Skandal im letzten Jahr ist da draußen die Hölle los. Die Angst geht um vor dem nächsten großen Skandal. Die Produzenten und die Studiobosse scheißen sich alle in die Hosen. Seit Will Hays den Vertrag als neuer Chef und Zensor der Branche unterschrieben hat, sind sie dabei, schwarze Listen zu erstellen. Sie schreiben alle potenziellen Sünder auf, die ihnen Probleme machen könnten. Stars, Regisseure, alle, vor und hinter den Kameras. Sobald Hays seinen Job antritt, wollen sie ihm die Listen übergeben.«

»Wie schön«, sagte ich grimmig. »Das haben sie damals schon angekündigt. Und es wird ganz bestimmt helfen, Skandale zu verhindern.« Ich zog eine Grimasse.

»Aber sie arbeiten daran. Jeden Tag«, sagte Buck eindringlich. »Studioangestellte schnüffeln überall herum, und Privatdetektive, erheblich schlechtere als du, verdienen sich dumm und dämlich, indem sie Leute überprüfen – und manchmal auch denunzieren.«

»Zum Kotzen«, sagte ich. »Nichts für mich.«

»Man weiß nicht mehr, was man glauben soll, auch anständige Menschen bekommen Probleme«, redete Buck weiter. »Und auch sie beauftragen dann wiederum Detektive, um ihre Unschuld zu beweisen. Ein völlig vergiftetes Klima da draußen, leider. Aber es sind goldene Zeiten für Privatdetektive.«

»Goldene Zeiten interessieren mich nicht«, sagte ich.

»Wer wüsste das besser als ich«, sagte er. »Aber da gäbe es auch für dich was zu tun. Du könntest ja denen aus der Patasche helfen, die es nicht verdient haben.«

»Mal sehen. Was gibt es denn bei dir Neues?« Ich fragte es nicht nur, weil ich das Thema wechseln wollte. Es interessierte mich wirklich.

Buck sah sich schnell um und beugte sich zu mir herüber. »Auch ein paar kleine Probleme«, sagte er und dann noch leiser: »Sie haben mir die Destille draußen in Pasadena hopsgenommen und einfach dichtgemacht. Die ganzen Bestände haben sie abtransportiert – angeblich um sie zu vernichten, in Wahrheit natürlich, um sie selbst zu verhökern. Zum Glück lief ja alles über einen Strohmann, mich haben sie nicht gekriegt.«

Ich blinzelte überrascht. Der Whisky schmeckte nicht anders als sonst.

»So ein Mist. Und was machst du jetzt?«

Buck grinste verschmitzt. »Ich weiß mir zu helfen, kennst mich ja. Das Zeug selbst zu brennen ist sowieso viel zu aufwendig und zu auffällig.«

»Und was machst du stattdessen?«, fragte ich gespannt.

Er zuckte die Achseln. »Ab sofort schmuggle ich den Whisky ins Land. Bourbon aus Kanada, die Mounties lassen sich mindestens so gut schmieren wie die Leute hier ...« Er holte eine Flasche unterm Tresen hervor und zeigte mir das Etikett: *Canadian Club, Originalabfüllung*.

»Und die Patrouillen unterwegs auf den Straßen?« Ich hatte schon eine Menge Geschichten darüber gehört. Und auch selbst eine Zeitlang Alkoholladungen transportiert, damals, auf dem Weg nach Hollywood, im Mittleren Westen.

Buck schüttelte nur den Kopf. »Ich werde mich da mit ein paar anderen zusammentun. Die basteln sich gerade ein paar Fahrzeuge, Spezialanfertigungen: mit doppeltem Boden und besonders starkem Motor. Die lassen die Automobile der Prohibitionsagenten dann einfach stehen. Wir haben die besten Fahrer. Sie gewinnen jedes Rennen, und das müssen sie auch: Wir haben nämlich die strikte Regel gesetzt, dass keiner von ihnen Waffen dabeihaben darf.«

»Verstehe«, nickte ich.

»Sonst wandern sie doppelt so lange in den Knast«, erklärte Buck und wies mit dem Kopf zu der Gitterzelle, wo die Frau noch immer kreischte und Spaß hatte. Er entkorkte die Flasche und schenkte uns ein. Er hob sein Glas.

»Wenn du einen Job bei mir willst, sag Bescheid.«

»Nicht als Schmuggelfahrer«, sagte ich. »Da arbeite ich lieber als Detektiv, das weißt du doch.«

Er pustete blauen Rauch aus und wiegte den Kopf. Wir tranken beide. Der kanadische Bourbon hatte einen angenehm weichen Geschmack.

»Dann mach das auch, Hardy. Nicht, um jemand anderem zu helfen. Tu es für dich. Sei nicht dumm. Du brauchst Geld, und du brauchst Ablenkung.«

Er schenkte uns noch mal nach und stellte mir eine neue Flasche zum Mitnehmen hin.

»Na schön«, sagte ich. »Ich werde versuchen, nicht dumm zu sein.«

Der Kellner drüben an der Zelle hatte die Gittertür endlich aufbekommen. Die Frau stolperte heraus und lachte auf.

Buck hob sein Glas und grinste.

»Was auch immer du tun wirst, versprich mir nur, dass diesmal niemand auf dich schießen wird«, sagte er.

»Versprochen«, sagte ich, stieß mein Glas an seines und kippte den Bourbon hinunter.

Es war leichtsinnig von mir. Dass ein Versprechen gehalten wurde, kam in Hollywood etwa so selten vor wie ein Eskimo mit Schlitten.

2

Zwei Minuten nachdem ich mit der Flasche zu Hause angekommen war, geschah ein Wunder – zumindest dachte ich das damals: Mein Telefon klingelte. Zum ersten Mal seit Wochen.

Im ersten Augenblick konnte ich es gar nicht glauben. Im nächsten sah ich mechanisch auf die phosphoreszierenden Ziffern meiner Armbanduhr. Es war kurz vor acht Uhr abends. Ich war überzeugt, dass sich jemand verählt hatte.

Ich hob ab und sagte: »Hardy Engel. Wer spricht?«

»Hier ist Bill Taylor«, sagte eine dunkle, wohlklingende Männerstimme, die ich kannte. »Ich wollte mich endlich wieder einmal bei Ihnen melden, Hardy.«

Ich brauchte einen Moment, um mich zu besinnen.

»Hallo, Mr. Taylor«, sagte ich nach einer Pause. »Ich freue mich, von Ihnen zu hören.«

William Desmond Taylor war einer der bekanntesten und erfolgreichsten Regisseure in dieser Stadt, ein Brite Ende vierzig mit ausgesucht guten Umgangsformen. Er hatte wirklich Klasse. Was ich deshalb wusste, weil er mir, einem völlig Unbekannten, im letzten Jahr nach einem Casting eine Rolle gegeben hatte, die größte, die ich jemals hatte spielen dürfen, vier Drehtage in seinem Filmdrama *The Witching Hour*. Eine richtig ernsthafte Figur.

»Wie geht es Ihnen denn, Hardy?«

Mein Blick glitt durch das Zimmer, über das ungemachte Bett, die ungeordneten Papiere auf dem Schreibtisch.

»Oh, danke, Mr. Taylor«, sagte ich. »Ganz ausgezeichnet. Wie geht es Ihnen?«

Der Film war ein Flop gewesen, doch Taylor hatte gesagt, er würde sich wieder melden. Ich hatte oft an ihn gedacht, war jedoch zu stolz gewesen, ihn selbst anzurufen.

»Danke, viel Arbeit, aber sehr gut«, sagte er, und er wirkte etwas abgelenkt, oder vielleicht in Eile, aber man konnte es bei all seiner Höflichkeit nur erahnen. »Hören Sie, Hardy, ich habe etwas für Sie.«

»Das freut mich aber sehr«, sagte ich und versuchte, mir meine Erleichterung nicht allzu sehr anmerken zu lassen. »Ich würde sehr gerne wieder für Sie spielen.«

Also doch, dachte ich. Man musste nur lange genug warten und Geduld haben. Die guten Leute vergaßen einen nicht. Ich freute mich schon auf Bucks Gesicht, wenn ich ihm davon erzählen würde.

»Oh, nur dass Sie mich nicht falsch verstehen«, sagte Taylor schnell und nun etwas verlegen. »Ich schätze Sie nach wie vor immens als Schauspieler, aber hierbei geht es um etwas anderes.«

»Ja?«, sagte ich mechanisch.

»Ich suche für einen Auftrag einen vertrauenswürdigen Privatdetektiv. Und wie ich höre, haben Sie sich mittlerweile auf diese Arbeit verlegt.«

Verdammt, dachte ich.

»Da haben Sie richtig gehört«, sagte ich. »Eine Zeitlang habe ich das getan.«

»Aber Sie nehmen noch Aufträge an, hoffe ich doch?«, fragte er, und er wirkte jetzt doch recht ungeduldig und unruhig. »Es ist wirklich dringend. Ich kann Ihnen auch ein großzügiges Honorar dafür zusagen. Und danach reden wir gerne wieder über Filmrollen für Sie, das verspreche ich Ihnen.«

Ich zögerte nur für einen kurzen Moment. Schließlich hatte ich ihm eine ganze Menge zu verdanken. Und ich hatte ihn kennengelernt als einen sehr netten, stillen, ausgeglichenen

Mann, der an seinem Filmset niemals laut wurde, im Unterschied zu Cholerikern wie Cecil B. DeMille oder verschrobenen Genies wie Charlie Chaplin oder David Wark Griffith.

»Na schön«, sagte ich. »Also, worum handelt es sich denn?«

Seiner Stimme war nun anzuhören, dass er sehr in Eile war.

»Es geht um eine Freundin von mir. Mabel Normand.«

»Oh«, sagte ich.

Die hübsche, kulleräugige junge Mabel war seit Jahren eine der prominentesten Komödienschauspielerinnen, mehr noch: ein absoluter Superstar. Sie war bekanntermaßen die Muse von Starproduzent Mack Sennett, aber auch die Ex-Partnerin von Charlie Chaplin und Fatty Arbuckle. Auf und jenseits der Leinwand.

»Sie war zuletzt in sehr guter Verfassung und auf ihre Arbeit konzentriert, aber ich mache mir gerade ein wenig Sorgen um sie«, sagte Taylor vorsichtig.

Und sie war in ganz Hollywood bekannt für ihre lebenslustige Art, als Konsumentin von Alkohol, Drogen und Männern.

»Ach wirklich? Weswegen?«

»Ich glaube, dass sie sich, nun ja, mit den falschen Leuten einlässt. Ihr Job wäre ganz einfach, Hardy, sofern Sie Zeit dafür haben. Mabel war eben bei mir und ist jetzt nach Hause gefahren. Sie müssten sich nur vor ihrem Haus postieren und heute Abend und den Rest der Nacht dort warten und beobachten, ob jemand kommt und sie besucht. Und wer es ist. Ich will es einfach nur wissen.«

Ich hatte Mabel bisher nie persönlich kennengelernt, aber nach allem, was ich gehört hatte, war sie genau die Art von Frau, als deren Kindermädchen man eine ganze Menge zu tun bekommen würde.

»Ich verstehe«, sagte ich. »Wie weit sollte ich dabei gehen – soll ich einschreiten und es verhindern?«

»Nein, das nicht. Berichten Sie mir dann nur. Sie hat ab morgen einen Dreh bei Sennett, und ich hoffe, dass sie nicht in Schwierigkeiten gerät, das ist alles«, sagte Taylor. »Da wird

nichts passieren – ich weiß, was man über sie redet, aber sie hat mit meiner Hilfe zu einem ganz anderen, vernünftigen Lebenswandel gefunden. Ich will bloß überprüfen, als Freund, ob sie sich auch wirklich daran hält.«

»Selbstverständlich«, sagte ich.

»Sicher, es ist äußerst kurzfristig, und ich verlange viel von Ihnen, aber ich weiß mir nicht anders zu helfen. Sie bekommen fünfzig Dollar dafür, Hardy, gleich morgen Vormittag. Kommen Sie doch bitte um sieben Uhr zu mir, wenn es Ihnen recht ist«, sagte Taylor.

Fünfzig Dollar waren eine Menge Geld. Eine verdammt große Menge Geld. Buck hatte recht, dies schienen goldene Zeiten zu sein. Und dass offenbar wegen der schwarzen Listen eine gewisse Hysterie herrschte, auch das bestätigte sich.

»Soll ich für dieses Honorar noch öfter auf Miss Normand aufpassen, oder wie denken Sie sich das?«, fragte ich.

»Nein, nur heute Nacht, aber morgen habe ich noch einen weiteren Auftrag für Sie, den Sie dann gleich für mich erledigen sollten. Hätten Sie Zeit dafür?«

Ich wartete einen Moment mit meiner Antwort.

»Für Sie kann ich es heute einrichten, morgen sehen wir weiter«, sagte ich. »Hat es etwas mit diesen Leuten zu tun, mit denen Miss Normand sich nicht einlassen soll?«

»Den Rest erzähle ich Ihnen morgen persönlich, Hardy«, sagte Mr. Taylor rasch. »Sie waren noch nie bei mir zu Hause, nicht wahr? Es ist nicht weit von Mabels Haus. Meine Adresse ist Alvarado Court 404 B, im Westlake District.«

»Gut«, sagte ich. »Und die von Mabel?«

Er nannte mir eine Adresse in der Seventh Street. »Fahren Sie bitte gleich los. Ich weiß, dass ich Ihnen vertrauen kann. Sie vertrauen mir doch auch, Hardy?«

»Ihnen vertraue ich, Mr. Taylor«, sagte ich, und ich meinte es ernst.

»Ich muss jetzt auflegen.«

»Dann bis morgen«, sagte ich und hängte den Hörer ein.

Ich ging ins Bad und holte aus dem Versteck hinter der losen Fliese meine Fünfundvierziger heraus. Ich überprüfte, ob sie geladen war.

Ich machte mir einen Kaffee und nahm meine Handschuhe und meinen Wintermantel aus dem Schrank und zog beides an. Der Mantel hatte ganz unten links ein Loch, das Motten hineingefressen hatten. Ich steckte die Waffe ein und mein Notizbuch und die Flasche Canadian Club. Dann trank ich den Kaffee in einem Zug aus.

Es war noch kälter geworden, als ich in die Dunkelheit hinaustrat. Selbst auf der anderen Straßenseite, in dem kleinen See mit den sprudelnden, giftiggelben Asphaltblasen darin, schien der Teer etwas abgekühlt zu sein. Die Stelle, wo bereits seit prähistorischen Zeiten, seit dreißigtausend Jahren, glühende Lava aus dem Inneren der Erde nach oben stieg, mitten in der Gegend, die nun Hollywood hieß, sonderte heute nur einen schwachen Schwefelgeruch ab.

In der erleuchteten Trambahn diskutierten ein paar andere abendliche Passagiere darüber, ob es bald schneien würde. Ich hatte in den anderthalb Jahren, in denen ich in Los Angeles lebte, noch keinen Schnee gesehen. Aber ein alter Mann, der mit einem langen weißen Bart aussah wie der Prophet Paulus, behauptete steif und fest, dies sei möglich. Es habe nämlich, meinte er stolz, in Los Angeles schon einmal geschneit, nicht nur vor drei Jahren, 1919, sondern davor auch schon, in dem Jahr, in dem der Präsident ermordet worden sei. McKinley, Anfang des Jahrhunderts, im Jahr 1901, wie er auf Nachfragen erklärte.

Unter einem schiefergrauen Himmel fuhren wir nach Osten, durch eine Wohngegend mit Villen im spanischen oder maurischen Stil, die wie Filmkulissen und erheblich älter aussahen, als sie wirklich waren. Fast an jeder Ecke wurden neue Häuser gebaut, und an jeder Haltestelle stiegen Bauarbeiter ein oder aus, die für heute ihr Tagewerk beendet hatten. An manchen Baustellen wurde auch nachts gearbeitet, im Licht aufgestellter Jupiterlampen.

Die Seventh Street lag in Downtown. Mabels Haus war eine zweigeschossige, allein stehende Villa in Sonnengelb mit einem kleinen Vorgarten und einem hohen, weißen Portal. Ich postierte mich auf der anderen Straßenseite im Schutz einer großen Zypresse auf einer Holzbank, die, wie ein Schild verkündete, die City of Los Angeles mit Hilfe einer Spende von Harry Chandler, dem Chef der *L. A. Times*, aufgestellt hatte. Ich schlug den Kragen hoch und begann meine Nachtwache.

Nur im unteren Stockwerk war ein Raum erleuchtet. Ich nahm an, es war die Küche. Zwei Schlucke Whisky später ging im oberen Stockwerk das Licht in dem Zimmer rechts außen an, vermutlich das Schlafzimmer. Es war gerade mal zehn Uhr abends, eine undenkbbare Schlafenszeit für jene Mabel, von der die vielen Gerüchte handelten, ein Paradebeispiel jener potenziellen Sünder, von denen Buck vorhin gesprochen hatte und vor denen die Hollywood-Bosse so viel Angst hatten.

Das Fenster wurde geöffnet, und eine junge Frau kam in Sicht. Ihr Gesicht lag im Schatten, doch Mabels krause Locken waren deutlich zu erkennen, und als sie sich zur Seite drehte, auch ihr weltbekanntes Profil. Eine Zigarette an einer Spitze in der einen Hand und ein aufgeschlagenes Buch in der anderen waren jedoch die einzigen Anzeichen für Exzesse. Ich trat einen Schritt zurück und nahm einen Schluck Whisky, und dann schnell noch einen weiteren für sie mit. Ich prostete ihr sogar stumm zu.

Mabel beugte sich vor und sah nach unten, als erwartete sie jemanden, doch niemand näherte sich dem Haus; nur ab und zu erschien ein einsames Automobil mit aufgeblendeten Scheinwerfern und fuhr röhrend durch das kranke, gelbliche Gaslicht der Straßenlaternen.

Für einen Augenblick hatte ich die Vision, dass Mabel sich über das Fenstersims schwingen und an dem Wasserrohr nach unten rutschen würde, um dann in Richtung vielversprechenderer Gefilde zu entschwinden. Doch stattdessen gähnte sie und schloss das Fenster. Die Vorhänge wurden zugezogen. Eine halbe Stunde später erlosch das Licht. Entweder ging der

Filmstar Miss Normand früh zu Bett. Oder sie ahnte, dass sie beobachtet wurde, und hatte einen perfiden Plan, um mich hereinzulegen.

Aus dem unteren Stockwerk hörte ich noch einige Zeit Geschirr und Besteck klappern, das vermutlich abgewaschen wurde. Ich sah die Silhouette des Dienstmädchens mitsamt Haube. Dann ging auch dort das Licht aus, und es herrschte Stille.

Ich passte genau auf, um es nur ja nicht zu verpassen, falls wirklich jemand käme und Mabel Normand dazu zu bringen versuchte, dass »sie sich mit ihm einließ«.

Ich ging einmal um das Haus herum, um mir alle Zu- und Ausgänge anzusehen. Der kleine Garten, der an den Seiten und nach hinten hinaus nur aus einem schmalen Streifen Gras bestand, war eingefasst durch eine hohe, efeubewachsene Steinmauer mit geschmiedeten Spitzen darauf. Es gab zwar ein kleines Tor, ebenfalls aus Eisen, doch war es fest verschlossen und mit einer Kette samt Vorhängeschloss gesichert. Und es gab nach hinten hinaus noch nicht einmal eine Tür, nur Fenster. Es erschien äußerst unwahrscheinlich, dass jemand sich auf diesem Weg hineinschleichen konnte.

Ich ging zurück auf meinen Posten vor dem Haus und beobachtete weiter; wobei ich darüber nachdachte, was genau wohl den Komödienstar Mabel Normand und den Regisseur William Desmond Taylor, der sich als ihr Freund bezeichnet hatte, miteinander verband. Zwar hatte ich mit Taylor vier Tage lang gedreht, doch privat wusste ich kaum etwas von ihm, zumal er wenig von sich gesprochen hatte, und von Mabel war damals, im Frühjahr 1921, nicht die Rede gewesen.

Einmal kam ein Polizeiwagen langsam die Straße hochgefahren, und ich ging hinter der Zypresse in Deckung. Er kroch den Bordstein entlang, einer der Streifenpolizisten darin ließ den Strahl einer Handlampe über die Fassaden wandern, dann fuhr der Wagen auf und davon.

Ich dachte weiter über die Dreharbeiten vom letzten Jahr mit William Desmond Taylor nach.

Nachdem unser Film sich als einer von Taylors seltenen Flops

entpuppt hatte, hatte er mich extra zu einem Dinner im feinen Musso & Frank Grill eingeladen, um mir persönlich zu erklären, dass er mich nun nicht gleich wieder als Besetzung beim Studio vorschlagen könne, und um mir zu versichern, dass er trotzdem irgendwann wieder mit mir arbeiten wolle. Danach hatte ich dann erst als Kleindarsteller bei Sennett spielen müssen und war schließlich, als ich dort gefeuert worden war und auch sonst keine Rollen mehr bekommen hatte, Privatdetektiv geworden. Und war letzten Endes hier gelandet, unter diesem Baum in der Kälte.

Taylor hingegen war inzwischen der Vorsitzende des Regieverbandes von Hollywood geworden und der Chefregisseur von Famous Players-Lasky, dem größten Filmstudio der Stadt. Dank all dieser repräsentativen Aufgaben wurde ständig in der Presse über ihn berichtet, und wenn ein Senator aus Washington oder ein indischer Maharadscha die Studios besuchten, führte er sie herum. Man wunderte sich beinahe, wie er noch die Zeit fand, die Abenteuerfilme zu drehen, auf die er sich so erfolgreich spezialisiert hatte, wie *Tom Sawyer* oder *Anne of Green Gables*. Oder private Beziehungen zu den Stars anderer Studios zu unterhalten. Immerhin hatte er sich trotz alledem an mich erinnert und sich wieder bei mir gemeldet.

Kurz nach Mitternacht war ich beinahe eingeschlafen, als mich ein Motorradfahrer hochschrecken ließ. Er knatterte in hohem Tempo heran, kam vor dem Nachbarhaus zum Stehen, ließ den Motor noch etwas laufen und schaltete ihn dann aus, wie auch das Licht. Ich musste mich anstrengen, um ihn noch zu erspähen, mit meinem verbliebenen, kostbaren Auge.

Ich lauschte ins Dunkel hinein und hörte Stiefel auf Asphalt. Näherte sich der Mann Miss Normands Haus? Dann entflammte ein Licht über dem Eingang des Hauses daneben, und der Motorradmann polterte dort hinein und schloss die Tür hinter sich.

Danach wurde es wieder dunkel.

Von da an bestand die größte Herausforderung darin, mir den Whisky vernünftig einzuteilen und mich warm zu halten.

Es passierte nicht mehr viel, es kamen auch keine Automobile mehr, und ich hätte mich problemlos mitten auf die Seventh Street legen können. Gegen fünf war ich beinahe so weit, es spaßeshalber und aus purer Langeweile zu tun, doch es war viel zu kalt dafür. Da hörte ich einen Fahrradfahrer kommen, und einen trockenen Aufprall von etwas. Unter der Laterne sah ich nun den Zeitungsboten, der so geübt wie gelangweilt eine zusammengerollte Zeitung in Richtung des Hauseingangs von Miss Normand warf. Dann fuhr er weiter. Ich ging hin und sah mir die Zeitung sicherheitshalber an, doch darin fand ich nur die Schlagzeile: JURY BERÄT URTEIL IM ZWEITEN ARBUCKLE-PROZESS. Keine versteckten Botschaften.

Kurz darauf kam der Milchmann in seinem Wagen, ein Schwarzer in einem weißen Overall mit Mütze. Die beiden Flaschen, die er auf der Schwelle abstellte, enthielten wirklich nur Milch, wie ich mittels einer Geruchsprüfung überprüfte.

Leicht verdientes Geld so weit, dachte ich und bewegte meine kälteklammen Finger in den Handschuhen. Aber warte lieber erst mal ab, Hardy, was Mr. Taylor sonst noch von dir will.

Ich nickte kurz ein, doch ein Sprengwagen der Stadtreinigung weckte mich mit seinem kalten Wasserstrahl. Die nachfolgenden Straßenkehrer mit ihren Reisigbesen fegten die bereits saubere Straße noch einmal so gründlich, als hätten sie das Gefühl, dass ganz Los Angeles eine doppelte Säuberung dringend nötig hätte. Sie grüßten mich im Vorübergehen grinsend. Vermutlich hielten sie mich für einen Suffkopf, der auf der Straße eingeschlafen war. Und sie hatten ja nicht mal unrecht damit.

Um halb sieben begann es zu dämmern, und ich trank den letzten Schluck von meinem Whisky, als die Vögel in den Bäumen tirillierend die Sonne begrüßten, die durch die grauen Wolken hindurch nur gerade so zu erahnen war, als blickte man durch ein beschlagenes Monokel.

Oben in dem Zimmer ging das Licht an, und das Fenster wurde bis zur Hälfte geöffnet, wobei ich kurz Mabels nackte Arme und ihre Silhouette sah. Auch die Stadt erwachte nun

zum Leben. Automobile fuhren in beide Richtungen an mir vorbei, Lastwagen und Lieferwagen, und mich passierten Menschen in Anzügen und Menschen in Overalls und Ladenmädchen mit klappernden Absätzen auf dem Weg zur Arbeit, die meisten mit Blechkannen, in denen sich ihr Lunch befand.

Nun war es Zeit, dass ich mich auf den Weg zu Taylors Haus in der Alvarado Street machte.

Unterwegs ging ich in einen Drugstore und trank einen Kaffee am Tresen.

Von dort dauerte es nur fünfzehn Minuten, hinüberzugehen.

3

Meine Armbanduhr zeigte kurz nach sieben, als ich an der Third Street ankam. Sie lag auf einer Anhöhe, und man sah auf der einen Seite die Innenstadt und dahinter im Dunst die ferne Bergkette im Osten. Ich ging nach Norden die Alvarado Street hinunter, atmete eisige Wolken in die Luft und schlug meinen Mantelkragen hoch.

Alvarado Court war eine neu erbaute Anlage aus acht eleganten, quadratischen, luxuriös aussehenden Bungalows, die in Hufeisenform einen Hof umstanden. Wer hier wohnte, hatte es geschafft, so wie Mr. Taylor, und jenes *es* war etwas anderes als das, was ich bisher geschafft hatte. Zu dieser frühen Stunde war noch keiner der Bewohner draußen zu sehen.

Im hinteren Teil des Hofes waren neben einer halb fertig gemauerten Pergola Arbeitsgeräte und Baumaterial übereinandergestapelt. Zwei mit Steinplatten ausgelegte Wege rahmten eine gepflegte Rasenfläche ein.

Seines war das hinterste Haus von dreien auf der linken Seite. Ein Schild verkündete *404 B – Taylor*. Im unteren der beiden Stockwerke waren alle Jalousien heruntergezogen.

Ich ging auf den Eingang zu, der von Säulen im ionischen Stil eingefasst wurde. Auf den Stufen stand eine Milchflasche bereit, und daneben lag zusammengerollt die Morgenausgabe des *Los Angeles Examiner*. Alles wie bei Mabel Normand. Ich lauschte. Im Haus rührte sich nichts.

Ich drückte auf den Klingelknopf. Drinnen ertönte ein sono-

rer Glockenton. Nichts geschah. Ich drückte erneut, zweimal. Wieder nichts. Auch Mr. Taylor schien noch nicht wach zu sein. Sosehr mich das angesichts unserer Verabredung wunderte.

Ich legte die Hand auf den Türknauf. Er ließ sich drehen, und die Tür ging auf. Ich betrat einen Vorraum mit einer geschmiedeten Garderobe, von dem aus eine Treppe nach oben in den ersten Stock führte. Alle Lichter waren eingeschaltet, obwohl es bereits seit fast einer Stunde hell war. Ich rief: »Mr. Taylor?«

Es war nicht geheizt, und ein metallischer Geruch lag in der Luft. Meine Nackenhaare sträubten sich. Ich trat in das hell erleuchtete Wohnzimmer.

Vor einem geschnitzten Schreibtisch lag auf einem purpurrot leuchtenden Teppich, auf dem Rücken ausgestreckt und mit einem Anzug bekleidet, William Desmond Taylor. Die Arme lagen eng am Körper an, und der Kopf war leicht zur Seite geneigt, mit geschlossenen Augen. Er sah aus, als hätte er sich auf seinen weichen, dezent gemusterten Teppich gelegt, um zu schlafen. Das Einzige, was das friedliche Bild störte, war ein Stuhl – offenbar der zum Schreibtisch gehörende –, der genau über dem rechten Fuß quer stand, angelehnt an einen Sessel, so als wäre er umgekippt. Dies irritierte mich gewaltig.

Ich ging langsam näher und ließ den Blick meines intakten Auges über die Schuhe wandern, hellbraune Oxfords, und über den dunklen Gabardine-Anzug, und zu dem länglichen, scharf geschnittenen Gesicht Taylors, dem eines gutaussehenden Gentlemans in den besten Jahren. Es wirkte seltsam fremd auf mich.

»Mr. Taylor?«, fragte ich erneut.

Mr. Taylor blieb stumm.

Ich hielt abrupt inne und ließ einen lauten Fluch los.

Dann ging ich in die Knie und sah ihn mir aus der Nähe an. Ich zog einen Handschuh aus, hielt ihm die Hand vor die Nase und spürte nichts. Ich legte die Spitze meines Zeigefingers vorsichtig, nur ganz leicht auf seine Halsschlagader und spürte wieder nichts. Sein Gesicht war eine wächserne Maske.

»So ein Mist!«

William Desmond Taylor schlief nicht, sondern war tot.

Bye-bye Auftrag, bye-bye Honorar.

Ich stand wieder auf und sah auf ihn herab. Nun zog ich den Handschuh wieder an und schaute mich in dem Wohnzimmer um.

Wenn man einmal Polizist gewesen ist, in Deutschland, in einem anderen Leben vor dem Krieg, dann melden sich sofort die alten Instinkte wieder, sobald man weiß, dass man sich an einem Tatort befindet. Ich zweifelte keinen Moment lang daran, dass Taylor ermordet worden war. Dafür sprach alleine schon seine Position und die des Stuhls über seinem Fuß, auch wenn ich auf den ersten Blick keine Wunden an dem Toten ausmachen konnte, ebenso wenig wie Blutspuren auf dem leuchtend roten Teppich.

Ich hütete mich jedoch, ihn genauer zu untersuchen oder anzufassen, denn ich wollte auf keinen Fall Spuren hinterlassen. Ich sah mich lediglich um.

An Taylors linkem Handgelenk prangte eine teuer aussehende Uhr mit einem Platinarmband, und an einem der Finger ein Ring mit einem eingefassten Diamanten. Beide Stücke kannte ich von damals. Auf dem Schreibtisch hinter ihm lag neben Blätterstapeln und einem aufgeschraubten Füllfederhalter eine lederne Brieftasche, aus der ein Bündel Dollarscheine herausragte.

Rechts stand ein Klavier aus Mahagoni, die Abdeckung der Tasten hochgeklappt, als hätte vor kurzem noch jemand darauf gespielt, und obendrauf sah ich auf einem silbernen kleinen Tablett zwei Cocktailgläser, in denen sich Reste von Orangen und etwas Wasser befanden, sowie einen Shaker. Daneben lagen in einem Kristallaschenbecher mehrere Zigarettensammel; die eine Sorte war weiß, die zweite schwarz mit einem Goldfilter. Auf dem Klavier reihten sich außerdem zahlreiche gerahmte Fotos aneinander, eine ganze Galerie der Hollywoodstars: Mary Pickford, die blutjunge Mary Miles Minter, Gloria Swanson, nicht zuletzt auch Mabel Normand. Alle Fotografien waren mit persönlichen Widmungen versehen und signiert.

William Desmond Taylor war mit ihnen allen befreundet.

Das musste einen gewaltigen Aufruhr geben, dachte ich sofort. Es war der nächste große Skandal, vor dem sich ganz Hollywood so sehr fürchtete.

Ich beugte mich vor und las die Widmung auf einem der Fotos: *In tiefer Zuneigung und Verehrung, immer die Deine – Mabel Normand.*

Mein Blick wanderte zurück zu den beiden Cocktailgläsern und dem Aschenbecher mit den verschiedenen Zigarettenresten.

Mir fiel ein, was Taylor am Telefon erwähnt hatte: »Miss Normand war bis eben hier und fährt jetzt nach Hause.«

Ich ging wieder zurück in den Vorraum und sah auf die Stufen, die nach oben führten. Und dann stieg ich sie hinauf. Langsam und vorsichtig.

Das Schlafzimmer lag direkt über dem Wohnzimmer, und die Tür stand offen. Auch hier war das Licht an.

Das große Bett aus dunklem, gebeiztem Holz war unberührt und mit einer lachsfarbenen Tagesdecke zugedeckt. Darüber hing ein großes Ölgemälde, das mit wildem Pinselstrich einen Meeresstrand bei Sturm zeigte. Links und rechts des Bettes standen zwei Nachttische, auf dem einen sah ich ein Tablett mit einer Kanne Wasser und einem leeren Glas. Auf einem stummen Diener hing ein Anzug und ein frisches Hemd; Kleidung, die für den neuen Tag zurechtgelegt worden war. Davor stand ein Paar blankgewischter schwarzer Reitstiefel mit hohen Schäften bereit.

Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Es ging nicht zum Hof, sondern nach hinten hinaus, und ich sah einen schmalen Pfad, der zur Maryland Street führte.

Ich wandte mich rasch den anderen Räumen zu, die vom Schlafzimmer abgingen. Der erste Raum erwies sich als ein begehbarer Wandschrank, in dem Taylors Anzüge und Hemden hingen; Kleidung, die ich mir nie im Leben hätte leisten können.

Ich lief weiter ins Bad und betrachtete mich in dem gro-

ßen, goldgefassten Spiegel. Im Regal darunter erblickte ich ein Glas mit einer Zahnbürste, Rasierzeug und zwei Flakons von herben Herrenparfums, wie ich feststellte, als ich mich herabbeugte und an ihnen roch.

Kurzum, ich fand keinen Hinweis darauf, wer Taylor noch besucht haben könnte oder ob Taylor und Mabel am Abend zuvor etwas anderes getan hatten, als nur zu trinken und zu rauchen.

Eilig ging ich die Treppe wieder nach unten und ins Wohnzimmer zu dem Toten auf dem Teppich. Ich stand da, sah auf ihn hinunter und dachte nach.

Zum einen lag hier vor mir die Leiche eines Regisseurs, dem ich mich verpflichtet fühlte, weshalb ich einen Auftrag von ihm angenommen hatte. Nun war er offensichtlich ermordet worden, und das Einzige, was ich noch für ihn tun konnte, war, herauszufinden, wer es getan hatte. Ich fragte mich, ob das, was ich für Taylor noch hätte erledigen sollen, etwas mit seiner Ermordung zu tun hatte.

Zum anderen dachte ich: Da siehst du mal wieder, wie es im Filmgeschäft zugeht. Als ob du es nicht sowieso schon gewusst hättest, Hardy. Sei froh, wenn du damit, was auch immer dahintersteckt, nichts weiter zu tun bekommen wirst.

So oder so, ich musste auf jeden Fall entscheiden, ob ich die Polizei benachrichtigen oder einfach verschwinden sollte, und ich musste mich schnell entscheiden.

Ich konnte nicht anders. Ich musste mehr erfahren, sonst würde es mir keine Ruhe lassen. Also beugte ich mich zu Taylors Leiche hinab, um sie nun doch zu untersuchen.

»Hände hoch!«, sagte plötzlich eine zitternde, hohe Frauenstimme von rechts, im toten Winkel meines Glasauges. »Sofort! Und dann stehen Sie ganz langsam auf. Ich habe eine Waffe auf Sie gerichtet, und wenn Sie nicht gehorchen, schieße ich Sie nieder, Sie gemeiner Mörder!«

Verdammt. In der Hocke über den Toten gebeugt, hielt ich inne.

Man hörte ihrer Stimme regelrecht an, wie nervös sie war,

kurz vor dem Weinen, dem Zusammenbruch nahe, und dass es nur einen Hauch oder einen ganz dummen Zufall brauchte, damit sie abfeuerte, was auch immer sie in ihrer Hand hielt. Langsam hob ich beide Hände über den Kopf.

»Gut«, sagte ich beschwichtigend. »Kein Problem. Ich bin kein Mörder. Und ich will mich nur zu Ihnen umdrehen, My-lady, damit ich Sie ansehen und Ihnen alles in Ruhe erklären kann ...«

Ich ging ganz vorsichtig aus den Knien hoch und drehte mich dann Inch für Inch zu meiner Geiselnehmerin um, so langsam wie ein Filmcowboy vom Pferd stieg, wenn der Kinovorführer an der Kurbel vollkommen betrunken oder ein sehr alter Mann oder beides war.

Ich sah zunächst eine kleine 22er, deren Lauf direkt auf mein Glasauge gerichtet war. Doch dieser zitterte dabei auf und nieder in einer Weise, dass sowohl mein ganzer Körper als auch die Decke des Zimmers gefährdet waren.

Die Person, die sie hielt, stand zehn Fuß von mir entfernt, am Eingang des Zimmers, und es war zu meiner großen Überraschung ein schwarzer Mann mit der seltsamsten Kleidung, die ich jemals gesehen hatte.

Er trug kanariengelbe Kniestrümpfe, darüber lindgrüne Knickerbocker und dazu eine Art Golfjacke aus lachsrotem, gemustertem Tweed und einen hellbeigen Mantel sowie einen Bowlerhut, der schief auf seinem schwarzen Lockenkopf thronte. Er musste gerade von draußen hereingekommen sein und hielt die zusammengerollte Morgenzeitung in der anderen Hand.

»Sie haben den armen Mr. Taylor umgebracht«, sagte er vorwurfsvoll mit seiner hohen Stimme, und sie brach genau auf der letzten Silbe.

»Nein, das habe ich nicht«, sagte ich. »Ich habe ihn soeben gefunden. Sie sind sein Butler?« Er nickte. »Und Sie wohnen nicht hier, sondern sind gerade zum Dienst erschienen?« Er nickte wieder. Die Hand mit der Waffe zitterte noch immer. »Ich bin ein Privatdetektiv, Hardy Engel. Mr. Taylor hat mich

gestern Abend angerufen und für heute früh wegen eines Auftrages zu sich bestellt. Deswegen bin ich hier.«

Er hielt die Waffe nun auch noch mit der zweiten Hand fest, sodass sie jetzt bewegungslos auf meinen Kopf gerichtet war. Dafür begann seine Unterlippe zu zittern.

»Davon weiß ich nichts«, sagte er misstrauisch. »Sie sind ein Mörder, und dafür werde ich jetzt *Sie* umbringen.«

»Wir haben gestern Abend telefoniert, um ungefähr acht Uhr, Mr. Taylor und ich«, sagte ich so verbindlich wie möglich.

»Ich bin Punkt halb acht nach Hause gegangen«, sagte er mit seiner hohen Stimme. »Da war er noch am Leben. Also habe ich nichts dergleichen mitbekommen, und er hat auch nicht erwähnt, dass er noch telefonieren wollte. Worum sollte es denn bei diesem Auftrag gehen?«

Ich hatte schon schwule Butler gesehen, doch noch keinen, der so hysterisch war. Allerdings waren ihre Herren auch noch quicklebendig gewesen und hatten sie umhergescheucht, wie es sich gehörte.

»Das weiß ich nicht. Mr. Taylor wollte es mir persönlich sagen. Er und ich kannten uns, ich habe in einem Film von ihm mitgespielt. Nehmen Sie bitte die Waffe herunter, ich habe Angst, dass sie versehentlich losgehen könnte, – Mr. ...«

Ich sah ihn fragend an.

»Ich heiße Henry Peavey, und mich können Sie nicht hereinlegen«, sagte er hochmütig. »Ich werde jetzt Hilfe holen und die Polizei anrufen. Aber vorher kommen Sie hier rüber, na los!«

Er winkte mich mit der Waffe zum Eingang. Sein Fuchteln machte mich nervös, also folgte ich seinem Winken und trat wieder in den Vorraum. Ohne den Blick von mir zu wenden, mit dramatisch weit aufgerissenen Augen, langte er nach hinten und öffnete unter der Treppe eine kleine Tapetentür zu einem Kabuff, nicht größer als ein Schrank.

»Gehen Sie da rein!« Er fuchtelte mit der Waffe direkt vor meiner Nase herum. Es war unmöglich, sie zu greifen, ohne ein gewaltiges Risiko einzugehen.

»Ganz vorsichtig mit dem Ding!«, sagte ich und trat langsam heran; mit dem Vorsatz, mich auf keinen Fall einschließen zu lassen. »Lassen Sie uns reden ...«

»Umdrehen!«

»Machen Sie keinen Fehler, Mr. Peavey«, sagte ich. »Es wird sich alles aufklären. Und ich kann Ihnen dabei helfen.« Er presste mir den kurzen Lauf an den Kopf, während ihm Tränen über das Gesicht liefen. Ich befürchtete, er würde vielleicht im Affekt abdrücken. Also drehte ich mich um.

Im nächsten Moment erhielt ich einen gewaltigen Tritt in den Rücken, wie von einem Pferd, und taumelte in die winzige Kammer hinein. Ich verlor meinen Hut und stieß mir die Stirn an etwas Hartem an, und während ich noch damit beschäftigt war, mich aufzurappeln, schlug Peavey die Tür hinter mir zu. Es wurde dunkel, und ein Schlüssel wurde zweimal herumgedreht.

4

Ich ärgerte mich über mich selbst, während ich meine Stirn betupfte. Ich drückte mein Taschentuch auf den schmerzenden Riss, schlug gegen die Tür und versuchte Peavey zu überzeugen, mich herauszulassen, doch es kam keine Antwort. Stattdessen hörte ich ihn telefonieren, ohne dass ich die Worte verstand, und direkt darauf schrie er dann weit entfernt herum, vermutlich im Hof. Natürlich probierte ich, die Tür aufzudrücken, doch anscheinend hatte er auch noch etwas davorgerückt und sie blockiert.

Den Geräuschen nach zu urteilen, begannen nun verschiedene Leute hereinzuströmen, gewiss die Nachbarn, die im Vorbeigehen aufgeregt durcheinanderredeten und dann das Wohnzimmer bevölkerten, wohl um die Leiche anzusehen. Peavey brüllte irgendwann direkt vor der Tür, laut und mit hoher Stimme, er werde mich erschießen, wenn ich versuchen sollte, auszubrechen, und fügte überflüssigerweise hinzu, er sei nicht alleine.

Ich ergab mich meinem Schicksal und vertrieb mir im Dunkeln die Zeit damit, die Blutung zu stoppen und mir Gedanken über meine Situation zu machen.

Diese verdammte Dunkelheit. Sie ließ sofort die Angst in mir aufsteigen, wieder zu erblinden, die mich quälte, seitdem ich als kaiserlicher Soldat in Frankreich nach einem Giftgas-Angriff monatelang nicht mehr hatte sehen können. Inzwischen war sie zusätzlich verstärkt worden durch den letzt-

jährigen Verlust des einen Auges. Doch ich hatte Strategien entwickelt, mit meiner Panik umzugehen. Ich versuchte, ruhig zu atmen und mich einfach auf mein weiteres Vorgehen zu konzentrieren.

Natürlich konnte ich damals noch nicht ahnen, welche Dimensionen dieser Mordfall später annehmen würde. Mir war nur klar, die Polizei würde in Kürze anrücken, und darauf musste ich mich vorbereiten. Es würden Leute von der Mordkommission dabei sein, die mich kannten. Es war gerade einmal ein paar Wochen her, dass ich mit ihnen schwer aneinandergeraten war. Wohlwollen war von ihnen nicht zu erwarten, aber ich musste versuchen, vernünftig mit ihnen zu reden, und mir sehr gut überlegen, was ich ihnen über meinen Auftrag und die Vorgeschichte sagte.

Das Kabuff war mit Kleidern, Schuhen und allerlei Krimskrams vollgestellt, sodass ich nur wenig Bewegungsspielraum hatte. Ich lehnte mich gegen eine Wand und machte es mir so bequem, wie es unter diesen Umständen möglich war. Ich hätte gerne geraucht, doch dazu war es zu eng.

Die Polizei – wen auch immer der Butler benachrichtigt hatte – brauchte erstaunlich lange, um einzutreffen. Derweil gingen Leute im Haus ein und aus, deren Stimmen ich weiterhin nur dumpf als unverständliches Murmeln hörte.

Es mochte eine gute Stunde vergangen sein, als ich erneut Geräusche vor der Tür wahrnahm. Jemand hämmerte mit der Faust dagegen, und dann sagte eine tiefe Stimme: »Hallo, dadrin, hier spricht Sergeant of Detectives Edward King, vom Büro des Bezirksstaatsanwalts. Wir werden diese Tür jetzt öffnen und Sie herausholen. Heben Sie Ihre Hände über den Kopf. Ein halbes Dutzend Waffen ist auf Sie gerichtet, und beim geringsten Anzeichen von Widerstand werden wir Sie erschießen. Haben Sie das verstanden?«

Ich antwortete, dass ich das sehr gut verstanden hätte und dass ich nicht vorhätte, mich zu wehren, sondern mich nur zu gerne einer Befragung stellen werde.

Als die Tür aufgerissen wurde, traf mich der grelle Licht-

strahl einer Taschenlampe wie ein Schock. Mit dem Auge blinzeln, erblickte ich gerade noch zahlreiche Uniformierte, die auf mich zielten, bevor ich dann mit erhobenen Händen von zweien von ihnen herausgezogen und zu Boden gerissen wurde. Einer bog mir sofort die Arme nach hinten und fesselte mich hinter dem Rücken mit Handschellen.

»Los, durchsucht ihn«, sagte die Stimme von vorhin. »Der Schwarze hat ihn blöderweise nicht gefilzt, sagt er. Sucht nach seiner Waffe.«

Ein anderer Polizist tastete mich rasch ab und quetschte mir dabei mit einer Hand tüchtig die Hoden.

Ich grinste ihn an: »Oh ja, *das* ist eine Waffe ...«

Er fand jetzt die Fünfundvierziger und zog sie hervor. Er fasste sie am Lauf und reichte sie King. Ich sah nach oben. »Wieso, King, wurde er erschossen? Dann bin ich aus der Nummer raus. Meine Waffe wurde jedenfalls nicht abgefeuert.«

Da ich immer noch niedergedrückt und durchsucht wurde, sah ich nur im Augenwinkel, wie er an dem Lauf roch.

»Sucht die Kammer ab«, sagte King zu den anderen. »Vielleicht ist da noch was. So gründlich wie den Babypopo eures Jüngsten nach Pusteln, verstanden!«

Zwei Polizisten quetschten sich sofort nebeneinander in das Kabuff unter der Treppe. Mehr passten nicht hinein, sonst hätten die anderen es ihnen gleichgetan. Einer zog mich auf die Füße.

Mit Edward King hatte ich bisher noch nicht zu tun gehabt. Er war einen Kopf größer als ich, Mitte vierzig, hatte eine fleischige Nase und graue Knopfaugen, die vollkommen stumpf blickten. Um sie herum und auch auf der Stirn direkt über der Nase hatten sich tiefe Falten eingegraben, was ihm das Aussehen eines zutiefst skeptischen Veteranen gab. Er steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und zückte ein Sturmfeuerzeug.

»Ich bin Hardy Engel, Privatdetektiv. Hallo, Sergeant.«

King schnippte das Feuer an und hielt die Flamme vor mein Gesicht.

»Deutscher, was?«, sagte er abfällig. »Noch gar nicht so lange her, da haben wir auf Deutsche geschossen. Und die auf uns.«

Er betrachtete mich noch für einen Moment, bevor er seine Zigarette anzündete und das Feuerzeug zuschnappen ließ. Er trug eine Fliege. Ich halte grundsätzlich nichts von Männern, die eine Fliege tragen.

»Befragen Sie mich, Sergeant«, sagte ich. »Ich kann erklären, warum ich heute hierhergekommen bin.«

»Sie können drauf wetten, dass ich das als Allererstes tue.« King wandte sich an zwei Uniformierte. »Bringen Sie den rüber, ins Haus nebenan, zu Maigne.«

Ich wurde von den beiden Polizisten gestoßen und konnte nur noch einen kurzen Blick über die Schulter werfen. Im Wohnzimmer sah ich zahlreiche Menschen durcheinanderwuseln. Ein Magnesiumblitz erhellte die Szenerie für einen Augenblick. Dann schob sich Kings massiger Körper dazwischen. Er bellte noch ein paar Ansagen.

»Die Freunde von der Mordkommission sollen den Tatort absichern und die Reporter fernhalten«, hörte ich ihn in Richtung des Wohnzimmers rufen. »Und Sie, befragen Sie weiter die Nachbarn und melden Sie mir alles, was Sie herausfinden!«, bellte er dann hinüber zu den Uniformierten, die das Kabuff umlagerten.

Wir gingen vor dem Bungalow durch ein Spalier aufgeregt schnatternder Menschen, die sich mir nun neugierig zuwandten und plötzlich verstummten. Ich erkannte Douglas MacLean, einen prominenten Schauspieler. Er trug keinen Mantel, ganz offensichtlich war er ein Nachbar und herbeigeeilt, so wie viele andere. Natürlich hielten sie mich alle für den Mörder, als ich abgeführt wurde. Auf dem Steinplattenweg passierten wir das Automobil des Gerichtsmediziners mit seinem kastenförmigen Aufbau.

Als wir daran vorbei zum Nachbarhaus gingen, sah ich Arthur Blowfish, einer der leitenden Redakteure des *Los Angeles Examiner* und ein alter Bekannter von mir. Allerdings einer,

mit dem ich aneinandergeraten war und dem hübsche dicke Schlagzeilen wichtiger waren als alles andere, zum Beispiel die Wahrheit.

»Sie?«, fragte er mich überrascht, seinen Notizblock schreibbereit gezückt. »Was ist denn passiert? Taylor soll ermordet worden sein?«

Ich antwortete nicht und ging weiter.

Ein Mann mit einem hellen Hut sprang vor, zückte die Kamera und schoss ein Foto von mir mit einem Magnesiumblitz. Ich wandte zu spät das Gesicht ab, und einer der Polizisten schubste den Fotografen unwillig zurück in die Menge.

»Wer ist das?«, fragte er im Zurücktaumeln.

»Hardy Engel«, sagte King mit einem Grinsen zu mir.

»Privatdetektiv«, ergänzte Blowfish, noch bevor ich irgend etwas dagegen unternehmen konnte. »Und Idealist. Denkt er.«

Mehrere Männer sprangen vor und machten Fotos. Ich drehte den Kopf weg.

Wir traten in einen Bungalow, der genauso aussah wie der von Taylor. Auf dem Türschild stand: *404 A – Maigne*. Wie sein Nachbar war Charles Maigne ein bekannter Regisseur von Famous Players-Lasky. Ich war offensichtlich in eine Kolonie von Filmleuten geraten. Sie bugsiierten mich in ein Wohnzimmer, in dem ein Kaminfeuer knisterte, und stießen mich in einen Sessel.

King winkte meine Begleiter nach draußen, und sie schlossen die Tür hinter sich.

»Sie sind der Ermittler des Bezirksstaatsanwalts?«, fragte ich ihn. »Und Sie haben gleich die Leitung übernommen, nicht die Mordkommission?«

»Glauben Sie im Ernst, wir überlassen das den niederen Rängen, bei der aufgeheizten Stimmung, die wir hier zurzeit haben? Bei einem solchen Fall? Sie haben ja die Reporter draußen gesehen!«

King griff ohne weiteres in meine Jacke und holte meine Brieftasche heraus. Er setzte sich auf einen verschnörkelten Couchtisch aus Holz und filzte sie mit ausdruckslosem Gesicht.

»Zunächst mal haben *Sie* einiges zu erklären, Mr. Engel. Ich höre.«

»Meine Detektivlizenz ist dadrin, und meine Identität haben Sie ja gerade schon bestätigt bekommen.«

Er faltete das Dokument auseinander und kratzte sich am Kopf.

»Wo wohnen Sie?«

»5858 Wilshire Boulevard. Direkt an den Teergruben, Soerensens Apartmenthaus. Es ist auch mein Büro.«

»Was dagegen, wenn wir uns dort umsehen?« Ich schüttelte den Kopf.

»Gibbs!«, schrie er nach draußen. Einer der Polizisten riss die Tür auf und sah herein. King wiederholte meine Adresse und befahl eine genaue Durchsuchung. Der Polizist verschwand gleich wieder.

»Sie wurden bei der Leiche angetroffen. Was genau wollten Sie in dem Haus?«

»Das habe ich dem Butler schon gesagt. Mr. Taylor hatte mich gestern Abend wegen eines Auftrags angerufen und mich gebeten, heute um sieben Uhr zu ihm zu kommen.«

Ich hatte beschlossen, Mabel Normand aus dem Spiel zu lassen. Ich wusste ja, dass sie unschuldig war, hätte sogar bezeugen können, dass sie die Nacht zu Hause verbracht hatte. Doch wenn ich Taylors Bitte, sie zu observieren, erwähnte, würde sie unweigerlich in den Mordfall hineingezogen werden, und das wollte ich nicht. Natürlich kam ich damit nicht einfach durch.

»Worum ging es bei dem Auftrag?«, fragte King sofort.

»Mehr wollte er mir dazu am Telefon nicht sagen, das wollte er dann persönlich tun«, sagte ich nur. »Als ich vorhin ankam, lag er tot auf dem Boden.«

King legte den Kopf schräg und wies auf meine Stirn.

»Woher haben Sie die Wunde da?«

»Von Peavey. Er hat mich mit einem Tritt in diese Kammer befördert, nachdem er mich aufgegriffen hatte.«

King nahm seinen Hut ab und fuhr sich durchs Haar. Es hatte die Farbe von Schneematsch, im November in Berlin.

»Wenn jemand bei einem Mordopfer ertappt wird, mit einer blutigen Wunde, könnte es auch einen Kampf gegeben haben.«

»So war es aber nicht. Es ist eine frische Wunde, und Taylor muss schon länger tot sein, so wie er aussieht. Ich habe außerdem keinen Grund, jemanden umzubringen, der mein Klient werden will.«

King setzte eine Miene auf, mit der er wohl beim Pokern häufig Erfolg gehabt hatte.

»Kannten Sie Taylor denn persönlich?«

Die Frage musste ja kommen.

»Ja, ich habe einmal mit ihm gearbeitet«, sagte ich vorsichtig. »Als Schauspieler, für sein Studio. Vier Tage im letzten Frühjahr.«

King richtete sich auf und zog einen grauen Gummischlauch aus seiner Tasche, zwei Fuß lang und zwei Daumen dick. »Verstehe. Sie und der Regisseur Mr. Taylor kannten sich also schon länger. Noch mal, worum sollte es bei Ihrem Auftrag gehen?«

»Das weiß ich wirklich nicht«, sagte ich. »Wie gesagt, er wollte es mir erst heute verraten.«

Ich sah auf den Gummischlauch. Polizisten liebten diese Dinger, weil sie keine Spuren hinterließen, wenn sie einen damit verprügelten.

»Ich hatte seit den Dreharbeiten nichts von ihm gehört«, sagte ich schnell. »Deswegen weiß ich auch nicht mehr.«

King grinste, als würde ihm das alles Spaß machen.

»Und woher wusste er dann, dass Sie jetzt Privatdetektiv sind?«, fragte er schlau.

»Es wird sich herumgesprochen haben«, sagte ich. »Reden Sie doch mit Byron Hamilton, dem Sicherheitschef von Famous Players-Lasky, Taylors Studio, er wird ja bestimmt den Fall übernehmen. Ich hatte schon mit ihm zu tun.«

King legte den Kopf schief und hielt noch immer den Schlauch in der Hand.

»Klingt nicht sehr plausibel, dass Sie gar nichts über Tay-

lors Auftrag wissen«, sagte er. »Wann war denn das Telefongespräch, können Sie das sagen?«

»Es war kurz vor acht Uhr, ich habe auf die Uhr gesehen«, erwiderte ich rasch.

King stutzte, und sein Tonfall wurde unangenehm ironisch. »So ein Zufall. Genau gestern um acht Uhr haben die Nachbarn ein lautes Geräusch gehört. Sie hielten es zunächst für die Fehlzündung eines Automobils, wie so oft, und haben deshalb nicht weiter reagiert. Aber in Wahrheit war es ein Schuss.«

»Er wurde also wirklich erschossen?«, fragte ich. Ich hatte bei der Leiche weder eine Wunde noch Patronenhülsen gesehen. »Und Sie nehmen an, um acht Uhr abends?«

King nickte und ließ prüfend den Schlauch durch die Luft sausen, was ein pfeifendes Geräusch verursachte. »Gibt's denn irgendwelche Zeugen? Für das Telefongespräch?«

»Nein. Nur mich«, sagte ich, und da wusste ich schon, dass er mich schlagen würde. »Aber es ist doch logisch, dass ich sicher nicht hergekommen wäre, wenn ich das alles geahnt hätte. Hören Sie, ich hatte Taylors Auftrag ja noch nicht einmal angenommen. Ich wollte erst hören, ob der Fall etwas mit der Filmbranche zu tun hat.«

»Warum eigentlich?«, fragte er. »Was haben Sie denn für ein Problem mit der Filmbranche?«

»Ich habe jedenfalls kein Problem mit Taylor«, begann ich warnend. Ein Satz zu viel. Schon sauste der Gummischlauch auf mich nieder und erwischte mich seitlich am Nacken. Es tat höllisch weh, und ich zuckte zusammen.

»Ich hatte letztes Jahr einen Fall, bei dem ich in den Studios ermitteln musste. Ein wahrer Scheißfall. Noch nicht lange her. Auf so was habe ich einfach keine Lust mehr. Das ist alles«, sagte ich gepresst.

King beugte sich vor und kam mit dem Gesicht nahe an mich heran. Er roch nach Lakritzpastillen und der Katzenkacke, die er rauchte. Ich hasse Lakritzpastillen.

»Ach, Sie sind das. Engel, natürlich, ich habe von Ihnen gehört ... Der Arbuckle-Fall. Dann haben Sie da ja womög-

lich noch eine Rechnung offen. Hat vielleicht auch mit dem Auge zu tun, das Sie verloren haben. Ich erkenne ein Glasauge, wenn ich es sehe.«

»Taylor hatte damit nichts zu tun. Er war bei den Dreharbeiten sehr nett zu mir, und deshalb wollte ich ihm helfen.«

Er drehte sich weg, und dann schlug er noch einmal mit dem Schlauch zu. Diesmal erwischte er mich seitlich an den Rippen, sodass mir die Luft wegblieb.

»Helfen wobei?«, fragte er rau.

Ich rang nach Atem. »Wobei auch immer. Wenn Sie den Fall lösen wollen, lassen Sie uns gemeinsam herausfinden, welchen Auftrag Taylor mir erteilen wollte ... Es schien dringend zu sein. Da liegt die Lösung, ganz bestimmt.«

King grinste mich an. Er hielt den Schlauch weiter in die Höhe.

»Was können Sie mir noch von dem Anruf erzählen?«

Ich dachte nach. Ich hatte keine Antwort, die ihn befriedigen würde.

King legte nach. »War er allein? Taylor?«

Dann schlug er ein drittes Mal zu. Auf dieselbe Stelle wie eben.

Ich stöhnte auf und krümmte mich.

»Ich glaube schon ... Was wollen Sie hören, King?«

»Mabel Normand«, sagte er. »Der allseits beliebte Filmstar. Die Nachbarn haben ausgesagt, dass sie Mr. Taylor gestern Abend besucht hat. Um sieben Uhr.« Er nickte vor sich hin. »Der Butler hat es auch bestätigt. Sie ist sogar noch da gewesen, als er um halb acht gegangen ist. Sie war nicht zufällig anwesend bei Ihrem Telefonat um kurz vor acht?«

»Nein. Taylor redete, als ob niemand zuhören würde«, sagte ich. »Es muss danach gewesen sein.«

»Ein paar Nachbarn haben sie weggehen sehen. Wenn er wirklich erst danach mit Ihnen telefoniert hat – hat er dann von ihr gesprochen?«, fragte er böse.

»Nein, er hat sie nicht erwähnt«, beharrte ich. »Hören Sie, wenn Sie nicht Hamilton nach mir fragen wollen, sprechen Sie

mit Ihren Kollegen von der Mordkommission aus Hollywood, den Detectives Ulisses Gordon und Vincent Catanza. Sie kennen mich auch ... von dem alten Fall.«

King richtete sich auf, den Schlauch nach wie vor in der Hand.

»Gordon und Catanza? Die beiden suchen da drüben gerade alles für mich ab. Sie werden hier heute viele Detectives treffen, aus Hollywood, von der zentralen Mordkommission aus Downtown, die ganze Fußtruppe, aber sie arbeiten alle für mich. Ich treffe hier die Entscheidungen, schließlich bin ich der Sonderermittler für Bezirksstaatsanwalt Thomas Lee Woolwine. Über mir kommt nur noch er. Verstanden?«

»Verstanden«, sagte ich.

King steckte ganz langsam den Schlauch ein, sah mich aber weiter drohend an.

Es klopfte. Er brummte etwas, die Tür öffnete sich, und ein älterer, drahtiger Mann mit buschigen Augenbrauen sah herein, der die sechzig schon überschritten haben musste. Er trug einen Tweedanzug mit grauem Fischgrätmuster und einen Hut, der viel zu groß war für seinen Kopf.

»Ja, Zeigler, was ist denn?«, fragte King unwirsch.

Das musste Sergeant of Detectives Thompson Zeigler sein, der Chef der zentralen Mordkommission und damit von meinen speziellen Freunden Gordon und Catanza. Ich hatte schon von ihm gehört, war ihm aber noch nie begegnet.

Die Stimme des älteren Mannes klang unterwürfig, als er raunte: »Er fragt nach Ihnen, will Sie sprechen. Außerdem haben wir etwas ...«

King sah ihn warnend an, woraufhin Zeigler sofort verstummte, und machte Anstalten, mit ihm hinauszugehen. Er piff einen Uniformierten von draußen herein, um mich zu bewachen, und schloss die Tür hinter sich.

5

Er musste hinübergegangen sein, denn wir warteten ziemlich lange. Ich dachte über das nach, was ich soeben erfahren hatte: Taylor schien unmittelbar nach unserem Telefonat umgebracht worden zu sein. Mabel Normand war die letzte Besucherin von Taylor gewesen, und ich glaubte nicht, dass der Mörder schon bei ihm gewesen war, als er mich angerufen hatte. Nichts an unserem Telefonat hatte darauf schließen lassen.

Der Uniformierte, der mich bewachte, hatte pechschwarze Haare und war gewiss an jedem 17. März betrunken. Er grinste mich an, spitzte die Lippen und machte ein pfeifendes Geräusch.

»Er kann mit dem Ding wirklich umgehen, was, Freund?«

»Kann ich etwas zu trinken haben, Freund?«, fragte ich wie ein Echo zurück.

Er schüttelte den Kopf. »Erst wenn du ein Geständnis abgelegt hast.«

»Oder wenn ich frei bin«, sagte ich.

Er grinste wieder und versuchte den Rest der Zeit, Löcher in den gemauerten Kamin hinter mir zu starren. Ich konnte nicht auf die Uhr sehen, doch ich schätzte, es verging ungefähr eine Stunde, bis King wieder zurückkam.

Er zog die Tür gleich zu und machte ein geheimnisvolles Gesicht.

Ich sagte, was ich mir zurechtgelegt hatte. »Überlegen Sie doch mal, King. Wenn ich ihn umgebracht hätte, was sollte ich dann all die Stunden später hier noch machen? Ich bin ja nicht

vollkommen verblödet. Es war doch klar, dass jemand vorbeikommen würde.«

King schüttelte den Kopf.

»Sie könnten auch etwas vergessen haben, ein wichtiges Beweisstück vielleicht, und zurückgekehrt sein, um es verschwinden zu lassen. Freuen Sie sich nicht zu früh«, sagte er. Dann schnippte er mit den Fingern in Richtung Tür.

Ein dürrer Mann Mitte vierzig mit eisgrauem Haar kam herein. Er sah sich misstrauisch um, als überprüfte er, ob irgendetwas hier drin gestohlen oder kaputt gemacht worden war.

»Mister Maigne«, sagte King. »Haben Sie diesen jungen Mann gestern Abend hier gesehen?« Er blickte mich höhnisch an. »Um kurz vor acht Uhr abends?«

Der grauhaarige Mann schaute schnell zu mir und schüttelte dann entschieden den Kopf. »Nein, Sergeant. Als ich gestern nach Hause gekommen bin, habe ich nur Mabel Normand gesehen, die gerade mit Taylor aus seinem Bungalow herausgekommen und nach vorne zur Straße gegangen ist.«

»Sie haben sie weggehen sehen?«, fragte ich.

»Aber ja, das habe ich doch gerade zu Protokoll gegeben«, sagte Maigne, an dessen hypertonisch rotem Kopf eine Ader beständig pochte. »Ich habe die beiden begrüßt, und sie sind an mir vorbei zu Mabels Wagen gegangen, der die Einfahrt blockiert hat. Sie redeten noch ein bisschen und verabschiedeten sich, und sie stieg ein und fuhr weg. Da war sonst niemand. Hier empfing mich meine Frau Violet mit dem Essen, und das Zimmer, wo wir anschließend dinierten, geht nach hinten hinaus.« Er zeigte zum Raum nebenan. »Wir haben dabei die Acht-Uhr-Nachrichten im Radio gehört.«

King nickte nur unfroh vor sich hin.

»Und was, Mr. Maigne, würden Sie sagen, wann Miss Normand gegangen ist?«, fragte ich freundlich und ignorierte King dabei völlig.

»Na ja, kurz davor«, sagte Maigne. »Ziemlich genau um zehn vor acht.«

»Taylor kehrte also um kurz vor acht wieder dorthin zurück?«, fragte ich. »Haben Sie die beiden vorher auch aus dem Haus kommen sehen?«

»Nein, das nicht, sie waren schon fast an der Straße. Aber ich habe ihn dann wieder hineingehen sehen – die Tür hatte er offen stehen lassen ...«, sagte Maigne und fügte erklärend hinzu: »Ich hatte meinen Schlüssel nicht dabei und musste deswegen klingeln und warten, bis meine Frau ...«

»Ist ja schon gut«, sagte King und schnitt damit dem Regisseur das Wort ab.

»Sind Sie dann fertig? Können Violet und ich wieder hier herein?«, fragte Maigne ihn. Ohne seine Antwort abzuwarten, ging er hinaus, offenbar, um seine Frau zu holen.

»Und ich kann dann ja wohl auch gehen«, stellte ich fest. King schien nichts dagegen zu haben. »Vermutlich haben Ihre ›Fußtruppen‹ inzwischen meine Wohnung durchsucht? Und keine andere Waffe dort gefunden?«

King sagte nichts. Doch der mürrische Ausdruck, mit dem er jetzt hinter mich trat und mit dem Schlüssel meine Handschellen öffnete, war Antwort genug.

Ein junger Mann kam hereingeeilt. Es war Byron Hamilton. Er trug einen eleganten, teuren Zweireiher mit einer gelben Nelke im Knopfloch, und seine pechschwarzen, straff zurückgekämmten Haare glänzten vor Pomade. Der Mund unter dem bleistiftdünnen Schnurrbart verzog sich zu einem süffisanten Lächeln, als er mich sah. Ihn umgab die Aura eines vielbeschäftigten Chefs, und er übernahm ganz selbstverständlich die Regie.

»Hallo, Hardy, so sieht man sich wieder.«

Wir kannten uns, wie gesagt, von meinem vorherigen Fall. Ja, genau von dem erwähnten Scheißfall. Und man konnte nicht gerade sagen, dass wir uns mochten.

»Hallo, Byron«, sagte ich. »Du hast ja richtig was aus dir gemacht. Ständig im Einsatz, was?«

Er verdrehte theatralisch die Augen. »Das kann man wohl sagen«, seufzte er. »Ich komme direkt aus Lone Pine oben in

der Sierra Nevada, wo ich mir gerade die ganze Nacht bei einem Dreh um die Ohren geschlagen habe. Nun ja, und dann das. Sie haben mich sofort hierherbestellt. Wirklich, eine schöne Bescherung.«

Lone Pine war ein beliebter Drehort am Fuß des weit nördlich gelegenen Gebirges am Westrand des Death Valley. Drei Stunden Fahrt von Los Angeles entfernt, und gewiss hatte er einen brandneuen, schnellen Wagen, einen vom Studio.

»Eine schlimme Sache für Famous Players-Lasky«, sagte ich. »Zumindest könnte es das werden.«

»Paramount«, fiel er mir ins Wort. »Wir nennen das Studio jetzt Paramount, nach unserer Vertriebsfirma, es ist der einprägsamere Name.«

»Packen Sie hier zusammen«, sagte King wie angeekelt zu dem Polizisten. »Wir gehen rüber zum Tatort. Alle!« Er wollte sich schon abwenden.

»Darf ich Sie an unsere Abmachung erinnern?«, fragte Byron schnell und scharf. »Sie lassen mir die Sachen doch bringen?«

»Selbstverständlich«, sagte King mit einem beißenden ironischen Unterton. »Sind schon unterwegs. Auf Wunsch von Mr. Woolwine. Wir kennen Sie, wir respektieren Sie, und wir alle lassen Sie und Ihr Notfallteam vom Studio erst mal machen. Niemand will hier einen großen Skandal, Sie nicht und wir auch nicht, und wir sind ja nicht so blöd, dass wir nicht wüssten, was uns allen hier droht.«

Ich zog eine Grimasse des Grübelns, als müsste ich über das Letztere noch mal kurz nachdenken. Ihm gefiel es nicht. Mir schon. Er trat näher an Byron heran.

»Aber ich wiederum darf Sie daran erinnern, dass Sie uns sofort informieren müssen, wenn Sie etwas finden, was für die Aufklärung des Mordes aufschlussreich sein könnte.«

»Das versteht sich doch von selbst.« Byron hatte sich verändert, war bleicher und erwachsener geworden. Und vor allem, er sprach so, als hätte er das Showbusiness erfunden. Grußlos verließ King den Bungalow, der Polizist eilte hinter ihm her.

Byron schien noch nicht fertig zu sein. »Mit dir möchte ich noch einmal in Ruhe sprechen«, sagte er zu mir, in einem Ton, als erwarte er keinen Widerspruch. Er hatte damals für mich gearbeitet. Wenn sich die Rollen dann irgendwann vertauschen, ist das meistens keine angenehme Lage für den früheren Vorgesetzten.

Er bot mir eine von seinen Zigaretten an.

»Ich habe King schon alles gesagt«, erwiderte ich.

Ich lehnte ab und holte mein eigenes Etui heraus. Ich nahm eine Zigarette und steckte sie mir zwischen die Lippen. Er zündete sie an, wobei er nahe herankam. Mir fiel dabei wieder ein, dass er Männer liebte. Ich konnte sein süßliches Parfüm riechen.

»Aber du scheinst ja ein wichtiger Zeuge zu sein. Jedes Detail ist wichtig.«

Er war jetzt, mit siebenundzwanzig Jahren, der Sicherheitschef des größten Filmstudios in Hollywood; zuständig dafür, sich mit drohenden Skandalen und Fällen wie diesem zu befassen. Und er hatte ein großes Talent dafür.

»Würdest du es mir noch mal erzählen, um der alten Zeiten willen?«

Er holte aus seinem Jackett eine kleine, silberne Flasche, schraubte sie auf und hielt sie mir hin. Er kannte mich ziemlich gut.

Ich griff trotzdem noch nicht danach.

»Die Behörden lassen dich wirklich alles zuerst anschauen? Was sind das für Beweisstücke, die er dir geben wird?«, fragte ich.

In diesem Augenblick entstand draußen vor der Tür Lärm, und wir hörten Grölen und Lachen. Wir drehten uns um.

Durch die Tür kamen hintereinander zwei Männer, die ich kannte. Es waren der bullige, große Detective Sergeant Ulises Gordon und der schwächliche, kleine Detective Vincent Catanza von der Mordkommission in Hollywood.

Beide trugen Kartons in der Hand. In dem von Gordon stapelten sich Papiere und Briefe, ganze Bündel davon, manche mit einem Band zusammengehalten.

»Bitte schön! Die haben wir alle bei Taylor gefunden«, sagte Gordon. »Lauter Liebesbriefe an ihn, von diversen weiblichen Stars. Die glühendsten sind von Mabel Normand, aber da sind auch viele von der kleinen Mary Miles Minter.« In seinem wie immer purpurroten Gesicht blinkten unter dem Schnauzbart die zahlreichen Goldzähne auf, als er jetzt den Mund zu einem breiten Grinsen verzog.

Dahinter kam Catanza. Er war zwei Köpfe kleiner und wog weniger als die Hälfte seines Partners, war aber mindestens doppelt so dumm und giftig, und wie immer schaffte er es, mich auf die Palme zu bringen, kaum dass er den Mund aufgemacht hatte. »Wie alt ist die eigentlich? Regisseur müsste man sein!«

Er setzte die Kartons ab und zeigte darauf. »Die hier waren in seinem Nachttisch«, sagte er und kniff ein Auge zu. Es waren lauter Damenhöschen, ein ganzer Berg. Eines der Höschen zog er sich jetzt doch tatsächlich über den Kopf, den Zwickel über der Nase. Und imitierte schrill eine Frauenstimme: »*Hallo, ich bin Mabel Normand. Nimm mich, Billy, oh du geliebtester unter den Männern!*«

Das Höschen auf seinem Kopf war aus pinker Seide, und daran war ein Zettel befestigt, auf dem handschriftlich die Buchstaben standen: *M. N.* Und ein Datum: *07.01.21.*

Ich war im ersten Moment viel zu überrascht, um richtig wütend zu sein. Erst jetzt wurden die beiden, die sich bisher an Byron gewandt hatten, auf mich aufmerksam.

»Sieh an, wen wir da haben. Hardy Engel«, sagte Catanza übermütig. »Natürlich: Wo Engel ist, ist eine Leiche. Ist inzwischen ja schon ein geflügeltes Wort in Hollywood. Wir sollten ihn künftig am besten überallhin mitnehmen, oder was meinst du, Gordon? Wir sollten ihm ein Halsband umbinden und ihn an einer Leine führen.«

Gordon sah kurz zu mir und verdrehte nur die Augen. Er kratzte sich verlegen am Kopf, mit feuerroten schuppigen Händen. Er litt unter Ekzemen und sonstigen Hautproblemen, über die man lieber nicht mehr wissen wollte.

»Ganz schön kranke Fantasie für einen Detective«, sagte

ich zu Catanza. »Aber immerhin, Fantasie. Guten Morgen, die Herren. Was, zum Teufel, ist das?«

»Nimm endlich das Ding herunter, du Idiot«, sagte Gordon zu seinem Partner.

»Ja verdammt noch mal, das ist ein Beweisstück!«, herrschte Byron ihn an.

Catanzas Lächeln erstarb, dann nahm er das Höschen mit einer Hand langsam herunter. Er legte es zurück in den Karton, in dem die anderen Damenunterhosen in jeglichen Farben lagen.

»Das da passt nicht zu ihm«, sagte ich. »Das passt ganz und gar nicht zu dem Taylor, den ich kannte.«

Ich meinte es absolut ernst: Ich war vollkommen irritiert. Auch die anderen Höschen waren, jedes einzelne davon, mit einem Zettel versehen, auf dem von Hand Initialen und ein Datum geschrieben waren. Es waren viele verschiedene Kürzel. Taylor, wenn er es denn wirklich gewesen war, hatte seine Sammlung offensichtlich sorgfältig kuratiert. Aber diese Vorstellung störte mich ganz gewaltig.

»Stille Wasser sind eben tief«, sagte Gordon achselzuckend zu mir.

»Zu Mabel passt es aber schon, hervorragend sogar!«, sagte Catanza glucksend.

Ich nahm mechanisch Byrons silberne Flasche an mich und trank einen tüchtigen Schluck daraus. Im Grunde hoffte ich, endgültig blind zu werden. Doch es war hervorragender Stoff, leider.

»Sie haben das alles drüben so gefunden, Hardy«, nickte Byron.

»Die gute Miss Normand wird es uns ja bestätigen können«, sagte Catanza und prustete dann los: »Wenn sie leugnen sollte, dass es ihres ist, lassen wir sie es einfach anziehen, dann sehen wir's ja schon! Und danach wird sie ein paar wirklich interessante Fragen zu beantworten haben.«

Ich war kurz davor, zu ihm zu gehen und ihm eine Ohrfeige zu geben, die sich gewaschen hatte.

»Halt's Maul!«, sagte Gordon, stieß ihn beiseite und drückte Byron den Karton in die Hand.

»Die nehme ich alle mit ins Studio«, sagte Byron indigniert. »Und die Briefe auch. Die sehen wir sorgfältig durch. Bevor damit noch mehr Unfug geschieht.«

Ich schaute auf den Karton mit den Briefen und dann auf den mit der Höschensammlung.

»Also gut, Byron, ich stehe dir für Fragen zur Verfügung«, sagte ich. »Ich komme nachher gleich zu euch, und dann können wir uns dort unterhalten.« Ich gab ihm die Flasche so schwungvoll zurück, dass etwas auf seinen makellosen Anzug schwappte, und dann ging ich an ihm und den beiden anderen vorbei nach draußen.

Ich atmete auf, wieder an der frischen, kalten Luft, während der Alkohol mich mit einer tröstenden Wärme durchflutete. Ganze Heerscharen von Schaulustigen und Reportern standen inzwischen auf dem Rasen vor den Bungalows verteilt, doch niemand achtete in diesem Moment auf mich.

Die hintere Tür des Wagens der Gerichtsmedizin stand jetzt offen, und gerade wurde ein Sarg von zwei uniformierten Polizisten aus Taylors Bungalow hinausgetragen. Alle sahen dorthin. Die Reporter sprangen vor und fotografierten die Szene. Einer der Fotografen fiel zu Boden, dann stolperte ein weiterer über ihn. Die Polizisten schoben den Sarg auf die große Ladefläche des Wagens und schlossen schnell die Tür.

Der Coroner kam mit seiner Arzttasche aus dem Bungalow, begleitet von King, und die Reporter stürzten sich auf sie und begannen laut zu schreien: »Wie wurde er ermordet?« – »Wann ist es passiert?« – »Stimmt es, dass er erschossen worden ist?« – »Und Mabel Normand soll ihn gestern Abend noch besucht haben?«

King wehrte sie alle ab.

Ich ging schnell davon, in die andere Richtung zur Straße. Als ich sie erreichte, kam eine dunkelgrüne Limousine herangefahren. Es war ein neuer LaSalle. Auf dem Fahrersitz saß Mabel Normand, und sie sah gar nicht gut aus. Unter ihren

Augen waren tiefe Ringe, ihre Wimperntusche war verschmiert vom Weinen. Sie parkte am Bordstein und wollte eben aussteigen.

»Miss Normand«, sagte ich warnend und eilte zur Fahrertür und stellte mich davor. »Warten Sie.«

Sie sah hoch, und ihre großen braunen Augen, die auf der Leinwand so keck strahlen konnten, waren blind vor Tränen.

»Ja?«, fragte sie. »Wo ist er? Bill Taylor? Ist er noch ...?«

»Sie können jetzt hier nicht aussteigen«, sagte ich rasch. »Die Reporter sollten Sie auf keinen Fall sehen, und die anderen auch nicht.«

Ich legte ihr die Hand auf den Arm.

»Ich bin Hardy Engel«, fügte ich an. »Ein Bekannter von Mr. Taylor, Privatdetektiv, und er hat mir gestern Abend noch den Auftrag erteilt, mich um Sie zu kümmern.«

»Was?« Sie warf mir einen verwirrten, skeptischen Blick zu. »Beweisen Sie es«, sagte sie knapp. »Man erzählt mir so viel.«

»Ich habe Sie letzte Nacht beobachtet, er hatte mich darum gebeten, in der Seventh Street. Sie haben ein Buch gelesen und um halb elf das Licht ausgemacht«, sagte ich.

Sie blinzelte, dann nickte sie. »Okay.«

Ich sah hinüber zum Bungalow. Die Schaulustigen waren immer noch um den Wagen des Coroners versammelt.

»Ich kann es Ihnen nachher erklären, aber Sie sollten hier schnell wieder wegfahren.«

»Er ist tot«, sagte sie. »Ermordet, heißt es, und ich möchte helfen, es aufzuklären ...«

»Das können Sie auch, aber nicht hier«, erwiderte ich. »Sie können es mir erzählen, und ich werde Ihnen helfen. Es ist aber sehr heikel, denn Sie sind bereits im Visier der Ermittler und der Presse, und in diesem Moment eine der Hauptverdächtigen. Ihre Karriere ist in höchster Gefahr, Miss Normand.«

»Wieso? Weil ich gestern bei ihm war?«, fragte sie verwirrt.

»Die Polizei hat all Ihre Liebesbriefe sichergestellt«, sagte ich.

Sie seufzte auf.

»Und nicht nur das. Sie haben auch Ihr Höschen«, ergänzte ich und beobachtete sie genau. Sie sah überrascht hoch.

»Welches Höschen?« Es war echte Überraschung.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte ich. »Fahren wir am besten zu Ihnen nach Hause, da haben wir Ruhe, um zu reden.« Noch, verkniff ich mir hinzuzufügen. Ich eilte um den Wagen herum und stieg auf der Beifahrerseite ein. »Los, fahren Sie schon.«

Sie wischte sich übers Gesicht, dann drückte sie den elektrischen Anlasser und fuhr los, mit einem Lächeln, das nicht wirklich eines war.

Ich war mir vollkommen sicher, dass Mabel nicht wusste, womit Taylor mich noch hatte beauftragen wollen. Es blieb wieder mal an mir hängen, mehr darüber herauszufinden.

6

Unterwegs überholte uns der Kastenwagen des Gerichtsmediziners, der zwei Querstraßen weiter nach Downtown abbog, eine Schleppe von Automobilen mit Journalisten darin hinter sich herziehend, und danach ein großer, neuer cremefarbener Rolls-Royce, in dessen Fond ich Byron Hamilton sitzen sah, den Sicherheitschef von Paramount, gewiss mit den beiden Kartons auf dem Weg zum Studiogelände. Er zischte davon wie ein Geschoss.

Vor Mabel Normands Haus in der Seventh Street warteten noch keine Reporter.

Ich ließ sie den Wagen in die Garage fahren, und dann huschten wir schnell ins Haus.

Nun sah ich es also auch einmal von innen. Wir gingen ins Wohnzimmer, das im Erdgeschoss neben der Küche lag, und sie bot mir auf einer Couch aus weißem Chintz einen Platz an. Es war ein fröhlicher Raum, ausgestattet wie das Set einer ihrer Komödien; man erwartete fast, dass sie gleich mit einem ihrer Sessel umkippte, auf einen Rechen träte oder dass alles mit Wasser geflutet würde. An den Wänden hingen gerahmte Filmplakate und Porträts von ihr, und die Regale, die die Wände säumten, waren voller Requisiten, darunter ein Paar Boxhandschuhe und ein Baseballschläger. Es gab mehrere große Lampen aus buntem Muranoglas und einen eleganten Couchtisch, auf dem zwei Bücher bereitlagen, eines davon aufgeschlagen und umgedreht. Es war *Also sprach*

Zarathustra von Friedrich Nietzsche, die amerikanische Ausgabe, und daneben entdeckte ich *Die Traumdeutung* von Sigmund Freud.

»Ich habe mein Dienstmädchen Maisie einkaufen geschickt«, sagte sie. »Sie soll so viel besorgen, dass es für längere Zeit reicht, vielleicht werden wir ja belagert ...«

»Das war ein guter Gedanke«, sagte ich und nickte ihr aufmunternd zu.

Jeder mochte Mabel. Sie hatte ein hübsches Clownsgesicht mit einer Stupsnase und riesigen Augen, die sich auf der Leinwand und auf Fotos prächtig machten. Mabel sah lustig aus und war doch sexy: ideal für Komödien.

Ich setzte mich ihr gegenüber und legte meinen Hut auf mein Knie.

»Die Ermittler wollen natürlich auch mit Ihnen reden, aber vorher möchte ich das tun«, sagte ich.

»Könnte ich vielleicht dazu ...«, begann sie nervös. »Könnte ich mir vielleicht erst einen Drink machen?«

Ich sah hinüber zu einem Barwagen, der zur Hälfte mit Flaschen gefüllt war.

»Eventuell später«, sagte ich.

»Sie sind wie Bill Taylor«, sagte sie und presste sich schnell die Hand auf den Mund. »So fürsorglich. Beinahe streng.«

Sie wirkte müde. Ich sah ihr an, dass sie jemand war, der gerne flirtete. Aber heute war sie eigentlich zu traurig dazu. Also flirtete sie nur ein bisschen.

»Hören Sie, Miss Normand. Ihr Besuch bei Taylor gestern Abend macht Sie verdächtig, und man wird Sie befragen, und die Presse wird darüber berichten. Wir müssen verhindern, dass unangenehme Details an die Öffentlichkeit gelangen, und auch deswegen brauchen Sie meine Hilfe.«

»Ich verstehe«, sagte sie. Sie versuchte jetzt, sich zu konzentrieren, und es schien ihr zu gelingen.

»Ich habe im letzten Jahr schon einmal erleben müssen, wie der Ruf eines Stars durch die Verwicklung in einen Skandal ruiniert worden ist, Fatty Arbuckle.«

»Der arme Fatty«, sagte sie. »Oh ja ...«

Sie hatten in den Anfängen ihrer Karrieren als Komik-Duo zusammengearbeitet und waren sehr erfolgreich gewesen. Es hieß, sie seien nach wie vor befreundet.

»Schuld oder Unschuld spielen dabei keine Rolle. Wenn die Zeitungen anfangen, Geschichten über Sie zu verbreiten, werden Sie nicht mehr zu retten sein. Und wir tun gut daran, schnell herauszufinden, wer wirklich hinter der Tat steckt. Um die Wahrheit präsentieren zu können, bevor eine andere Geschichte die Runde macht.«

»Bevor sie an die Briefe kommen und sie veröffentlichen«, meinte sie plötzlich.

»Ich werde dafür sorgen, dass sie unter Verschluss bleiben, Miss Normand. Ich werde sofort in Ihrem Sinne tätig werden. So wie es mir Mr. Taylor noch aufgetragen hat.«

Sie legte die Hand auf mein Knie. Nur dass dort schon mein Hut lag. Sie zog sie wieder zurück, und dann nestelte sie an ihrer Handtasche herum.

»Danke«, sagte sie. »Ich werde Sie dafür natürlich bezahlen. Dass Sie für mich arbeiten, mich beschützen und natürlich auch, dass Sie den Mord an dem armen Bill aufklären. Denn das ist es, was mir am wichtigsten ist.«

Sie hielt mir einen Hundert-Dollar-Schein hin.

»Mir auch«, sagte ich. »Und Ihr Geld werde ich dabei brauchen, Miss Normand. Ich habe nur eine Bedingung.«

»Sagen Sie doch Mabel zu mir«, sagte sie. »Welche?«

»Mit Ihrem Chef Mack Sennett möchte ich dabei nichts zu tun haben. Nicht das Geringste. Nur mit Ihnen, Mabel.«

Miss Normand war erst seit kurzem wieder bei Sennett, und sie war nicht dort gewesen, als ich bei ihm gespielt hatte und mich für Macks Komödien wieder und wieder hatte auf den Hintern fallen lassen müssen. Bis er mich aus diesem ehrenvollen Job entlassen hatte, weil ich einer vielversprechenden jungen Dame zu nahe gekommen war, der er selbst hatte zu nahe kommen wollen.

»Das verspreche ich Ihnen«, sagte sie.

»Abgesehen davon müssen Sie ganz ehrlich zu mir sein. Sie dürfen nichts zurückhalten.«

Ich nahm den Schein und steckte ihn in meine Brieftasche.

»Natürlich, das werde ich tun«, sagte sie und stutzte, dann fügte sie gewissenhaft hinzu: »Ich meine, ehrlich sein, nichts zurückhalten.«

»Gut. Welcher Art war denn Ihre Beziehung zu Bill Taylor? Offenbar sehr eng und intim – Sie haben ihn gestern besucht, und Sie haben ihm viele Liebesbriefe geschrieben. Sie waren ein Paar?«

»Ja, das waren wir«, sagte sie leise.

Sie richtete sich auf und tupfte sich die Tränen mit dem Taschentuch ab. Wimperntusche blieb schwarz darin hängen.

»Im letzten Sommer. Ein wunderschöner Sommer, dann fuhr er nach Europa in die Ferien, für längere Zeit. Und als er zurückkam, nun ja – da beschlossen wir, nur noch Freunde zu sein, beste Freunde, und das waren wir seitdem.«

»Sie haben sich ohne Streit getrennt, Sie hatten nichts mehr miteinander, und hatten auch seither keine Probleme?«

Sie schüttelte nur den Kopf. »Es war einvernehmlich. Ich hatte andere Männer, und er hatte andere Frauen, glaube ich. Das war kein großes Thema zwischen uns.«

»Was ist mit dem Höschen? Die Unterwäsche ist wirklich nicht von Ihnen?«

Sie runzelte die Stirn, und eine steile Falte erschien.

»Nein, Mr. Engel. Ich wüsste wirklich nicht, dass ich ... warum denken Sie, dass es von mir ist?«

»Die Ermittler denken das«, korrigierte ich. »Ihre Initia-
len sind darauf. Nicht reingestickt, sondern auf einem Zettel
notiert, mit Datum. Es ist pink.«

Sie schüttelte empört den Kopf.

»Das kann nicht meines sein. Ich besitze keine Hös-
chen in Pink! Flieder oder Pfirsich oder Champagner, das ja,
aber ...«

»Ich möchte das gar nicht so genau wissen«, unterbrach ich
sie schnell. »Sie haben eine ganze Sammlung sichergestellt, mit

diversen Initialen, ich habe sie gesehen. Taylor hat offenbar jedes einzelne Höschen beschriftet.«

Sie sah mich fassungslos an. »Eine ganze ... – eine Trophäensammlung?«

»Ja. Hat er so etwas Ihnen gegenüber jemals erwähnt? Oder haben Sie sie gesehen?«

»Nein«, sagte sie und stampfte mit dem Fuß auf. »Niemals! So etwas Perverses passt gar nicht zu ihm! Er war ein feiner, anständiger, stiller Mann.«

»Das habe ich auch sofort gedacht«, sagte ich. »Schließlich kannte ich ihn ein bisschen. Ich halte das ebenfalls für ausgeschlossen.«

»Aber woher soll die Sammlung denn dann kommen?«

»Der Mörder könnte sie dort platziert haben«, sagte ich.

Ihre Augen wurden noch größer als ohnehin schon.

»Aber warum?«

»Genau das müssen wir herausfinden«, sagte ich. »Worüber hat Mr. Taylor gestern mit Ihnen geredet? Über irgendwelche Probleme, die er hatte?«

»Nein, gar nicht«, antwortete sie, und es war nicht schwer, zu erkennen, dass sie die Wahrheit sagte. »Er wirkte ganz normal, vollkommen unbeschwert. Ich kam nur vorbei, um mir zwei Bücher abzuholen, die er für mich gekauft hatte.« Sie zeigte auf den Nietzsche-Band und den von Freud. »Das sind sie. Ihm war sehr daran gelegen, mich weiterzubilden. Ich habe ihm von meiner neuen Rolle erzählt und einige Szenen vorgespielt. Er riet mir, ich solle Freud lesen, um mir das Unbewusste in meinem Spiel bewusst zu machen, und wir haben einen Cocktail dazu getrunken. Er machte sehr gute Cocktails ... Wir wurden richtig fröhlich, beinahe albern, und haben spontan Klavier gespielt und gesungen. Dann bin ich nach Hause gefahren«, sagte sie langsam und nun sehr traurig. »Das war alles. Aber kein Wort über irgendwelchen Ärger ... Oh mein Gott, der arme Bill!«

»Wahrscheinlich wollte er nicht, dass Sie sich Sorgen machen, auch das ist es, was einen guten Freund ausmacht«, meinte ich. »Mir sagte er am Telefon, ich müsse etwas für ihn erledigen, das

dringend sei. Wir telefonierten unmittelbar nachdem Sie gegangen waren, und etwas später wurde er dann umgebracht.«

Sie stutzte. »Bill hat mich zum Wagen begleitet. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er an der Straße steht und mir nachwinkt ... Er war insgesamt vielleicht fünf Minuten weg und ließ in dieser Zeit die Tür offen ... Sie meinen also, der Mörder ...?«

Sie verstummte und sah mich entsetzt an. Ich nickte.

»Ja, es könnte sein, dass der Täter gewartet hat und hineingeschlüpft ist«, begann ich vorsichtig. »Oder er kam kurz nachdem Taylor mit mir telefoniert hatte. Mabel, vielleicht haben Sie eine Vermutung, wer Anlass gehabt hätte ...« Die Finger ihrer rechten Hand drehten nervös einen Ring an der linken. Plötzlich hielten sie inne. »Jemand, mit dem er Streit hatte«, setzte ich nach. »Vielleicht hatte es auch etwas mit dem Auftrag zu tun, Sie zu beschatten. Ich sollte beobachten, ob Sie nächtlichen Besuch bekommen, denn Taylor sagte, er mache sich Sorgen, dass Sie sich mit den falschen Leuten einlassen könnten. Wen kann er gemeint haben, Mabel?«

Sie schloss für einen Moment die Augen.

»Ich glaube, ich weiß es«, sagte sie und biss sich auf die Unterlippe. »Dieser Mann hat mir einmal Drogen verkauft. Kokain und Morphin, kein Heroin ... Diese Zeit ist vorbei, Mr. Engel, aber damals ...«

»Wann war das?«, fragte ich.

»Kurz vor Weihnachten«, sagte sie. »Und dann kam Bill dahinter. Er merkte es mir natürlich an, dass ich Drogen nahm. Er folgte mir eines Tages heimlich und kam so darauf, wer sie mir verkaufte. Bill hat ihn zur Rede gestellt und ihm gedroht, wenn er mir noch einmal etwas gäbe, würde er ihn anzeigen und auffliegen lassen. Sie haben sich sogar geprügelt und gegenseitig bedroht ...«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Danach hat Bill mir ins Gewissen geredet – da haben wir uns wirklich einmal gestritten –, und dann hat er dafür gesorgt, dass ich mit dem ganzen Zeug aufhöre, und gleichzeitig hat er

den Vorsitz des Komitees gegen Drogenmissbrauch übernommen und sich öffentlich sehr für die Sache engagiert.«

Ich nickte. Ich erinnerte mich, in den Zeitungen davon gelesen zu haben.

»Das klingt durchaus danach, als könnte dieser Mann etwas mit seinem Mord zu tun haben. Es wäre möglich, dass Mr. Taylor noch immer Ärger mit ihm gehabt hat, ja, dass dieser Mann ihm vielleicht sogar damit gedroht hat, Ihre Drogensucht öffentlich zu machen. Es ist verständlich, dass Taylor das vor Ihnen geheim gehalten hat, nachdem Sie die Sucht nun überwunden hatten«, sagte ich. »Sie haben sie doch überwunden? Sie nehmen keine Drogen mehr, Mabel, oder? Ansonsten müssen Sie es mir jetzt sagen.«

»Nein«, sagte sie und legte die Hand auf die Brust, »das tue ich nicht. Ehrenwort.«

Ich ging hinüber zu dem Barwagen, holte eine Whiskyflasche heraus und schenkte uns zwei Gläser ein. Sie sah mir dabei zu und fuhr sich mit einem Finger über die linke Schläfe.

»Gut. Wer ist er?«

Ich reichte ihr eines der Gläser. Sie trank nicht gleich, sondern drehte es erst nur in der Hand.

»Er heißt ›der Duke‹, so nennen ihn zumindest alle«, sagte Mabel Normand mit einer unendlich müden Stimme. »Er ist eigentlich freier Schauspieler und hat wechselnde Engagements.«

Ich dachte nach und schüttelte den Kopf. »Der Name sagt mir nichts«, sagte ich. »Ist er wirklich ein Herzog?«

»Wer ist schon der, der er behauptet zu sein?«, sagte sie düster. »In einer Zeit, in der Leute Benzin mit Wacholderaroma als Gin ausgeben? Auf den armen Bill!« Wir prosteten uns zu, und sie nahm einen tiefen Schluck von dem guten Single Malt.

»Aber er sieht wie ein Duke aus, und er ist Brite«, fuhr sie fort, nun sichtlich belebt. »Er heißt Alexander Rumford.«

»Hatten Sie eine Affäre mit diesem Duke? Ich muss alles wis-

sen, Mabel, um Ihnen wirklich helfen zu können, einen Skandal zu vermeiden.«

»Ja«, sagte sie, »das hatte ich. Aber nur ... nur kurz. Er ist ein Schwein. Er sammelt Frauen wie Trophäen ... Das mit den Höschen würde ich ihm sofort zutrauen.«

»Wo finde ich ihn?«

»Ich kann Ihnen nur sagen, dass er zur Zeit in einem Film bei Sennett mitspielt. In einem anderen als ich, irgendetwas Kleines, glaube ich. Meine Maskenbildnerin hat mich neulich deshalb gewarnt. Ich habe es bisher vermeiden können, ihm im Studio wieder zu begegnen.«

»Gut, dann werde ich dort nach ihm sehen«, sagte ich.

Sie wurde plötzlich sehr ernst. »Glauben Sie denn, dass ich vielleicht verantwortlich bin für den Tod ... von Bill?«

Jetzt trank sie den Rest in ihrem Whiskyglas recht schnell, nacheinander in drei Schlucken.

»Das sind Sie nicht«, sagte ich. »Sie konnten ja nicht wissen, dass so etwas passiert. Es war eben Taylors Art, sich um so etwas zu kümmern, auch wenn es großen Ärger bedeutete. Wichtig ist, dass Sie jetzt die Ruhe bewahren. Die Staatsanwaltschaft wird Sie schon bald in die Mangel nehmen. Erwähnen Sie den Duke nicht, bis ich der Spur nachgegangen bin. Sagen Sie ansonsten wahrheitsgemäß aus. Für die Tatnacht haben Sie ein Alibi: Ihr Dienstmädchen kann bezeugen, dass Sie zu Hause waren. Erwähnen Sie mich mit keinem Wort. Geben Sie die Briefe und die frühere Beziehung zu Taylor zu, mehr nicht. Sie waren nur noch gute Freunde, und Sie trauern um ihn. Das ist ja auch die Wahrheit.«

Ich nahm meinen Hut und setzte ihn auf. Dann ließ ich mir noch ihre Telefonnummer geben und schrieb ihr meine und die Adresse auf. Visitenkarten hatte ich natürlich immer noch nicht.

»Ich werde jetzt als Erstes dafür sorgen, dass Ihre Briefe sicher sind.« Ich sah zu dem Barwagen hinüber. »Und ich weiß, wie schwer das ist – aber versuchen Sie, nicht zu viel zu trinken.«

7

Ich nahm von meinem allerletzten Kleingeld die gelbe Straßenbahn nach Hollywood.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis ich hinübergefahren und dann von der Haltestelle zu dem Studiogelände an der Vine Street gelaufen war.

Dass Byron mich befragen wollte, war mir natürlich ein willkommener Vorwand. Das Ganze roch schon sehr nach Vertuschung und Manipulation, ich kannte mich schließlich ein bisschen aus in den Studios. Umso mehr war mir daran gelegen, die Briefe von Mabel Normand zu lesen und dafür zu sorgen, dass sie nicht in falsche Hände gerieten.

Über dem Studioeingang mit der Schranke stand immer noch Famous Players-Lasky. Aus dem Pförtnerhäuschen sah mir Eugene freudig entgegen, ein Deutschstämmiger, der mich noch von früher her kannte.

»Ja, wer kommt denn da – Hardy!«

Er umarmte mich und schlug mir dabei mehrfach so kräftig auf die Schultern, als wollte er ein Schnitzel flach klopfen. Ich erklärte ihm nur, dass ich einen Termin mit Byron Hamilton hätte, und wich seinen Fragen aus, ob ich Näheres über den Mordfall wisse, über den alle sprachen. Byron habe es sehr eilig gehabt. Ich sagte, mir ginge es ebenso.

Schließlich stellte Eugene mir einen Besucherausweis aus. Auf der kleinen Pappkarte stand bereits vorgedruckt der neue Studioname Paramount.

Im Vergleich zu meinem letzten Besuch schien das Gelände noch bevölkerter zu sein, und ich entdeckte auch ein paar neue Bauten. Ich bahnte mir den Weg durch die Menge an Leuten, die zwischen den verschiedenen Gebäuden und Bühnen unterwegs waren: Statistinnen und Statisten in Kostümen der Jahrhundertwende, Beleuchter, die zu zweit schwere Jupiterlampen trugen, ein Kameramann, der seine Kamera mit dem zusammengeklappten Stativ schleppte, begleitet von jemandem, der auf ihn einredete und nichts trug – gewiss ein Regisseur. Der Fahrer eines Automobils neben mir betätigte die röhrende Warnhupe, und eine hinreißende Blondine in einem Westernkleid machte einen Satz in die Luft. Er grinste ihr zu, als er an ihr vorbeifuhr.

Ich ließ nun den alten Teil des Famous-Players-Geländes hinter mir, das nach und nach rund um die Scheune herum, in der sie 1913 mit dem Filmen angefangen hatten, mit Studiohöfen bebaut worden war, und betrat den zweiten Block an der Vine Street, den sie dazugekauft hatten und wo die in den letzten Jahren errichteten Gebäude standen.

Endlich kam ich vor dem neuen prachtvollen, mit weißen Säulen verzierten Haupthaus an, der riesigen Villa, die ich kennengelernt hatte, als hier noch Byrons Vorgänger residierte, mein deutscher Landsmann Fritz Roth. Ich ging hinein und stieg die Treppe hinauf ins erste Stockwerk.

Oben angekommen, stand ich vor dem Büro des Sicherheitschefs.

Byron Hamilton stand seit letzten Dezember auf dem Schild der Tür, die nur angelehnt war. Ich klopfte und sah dann hinein, doch Byrons Büro und Vorzimmer waren verwaist. Ich ging wieder auf den Flur und schaute mich um.

Rechts lagen die Büros der Studiobosse – Jesse Lasky, Cecil B. DeMille und Adolph Zukor. Ich hörte ein Geräusch von links und wandte mich dorthin. Die übernächste Tür stand offen, und ich lief hinein. Drinnen sah ich einen Schreibtisch mit einem Stuhl davor und einem dahinter.

»Halt bloß die Klappe!«, fuhr mich von hinten eine ener-

gische, dunkle Frauenstimme an. »Kein Ton, setz dich nur einfach dahin! Na los!«

Ich drehte mich um und sah eine junge Frau, die schräg hinter der Tür stand. Sie war klein und zierlich, hatte dunkelbraune Locken bis über die Ohren, trug ein schwarzes Kleid, das auf Höhe der Knie endete, und hatte eine Hand in die Hüften gestemmt. In der anderen hielt sie eine Zigarette.

»Ihnen auch einen guten Tag«, sagte ich. »Ich setze mich, wann ich möchte.«

Die Brünette wandte sich zu mir um und sah mich überrascht an. Sie war sehr jung, höchstens Anfang zwanzig. Ihr strenger Gesichtsausdruck verschwand, und der Mund verzog sich zu einem schelmischen Lächeln.

»Oh hallo«, sagte sie. »Ich habe genau genommen gar nicht Sie gemeint.«

Sie hatte dunkelbraune Augen, war hübsch und lebhaft und redete sofort so vertraut mit mir, als wäre ich ihr großer Bruder.

»Ach nein?«, sagte ich und sah sie herausfordernd an. »Wen haben Sie denn dann gemeint?«

»Na, Enrico«, sagte sie wie selbstverständlich und zeigte mit ihrer Zigarette auf den Schreibtisch. Ganz langsam trottete ein kleiner Hund um die Ecke. Es war ein schwarzer Mops, und die Augen in dem faltigen, breiten Gesicht mit der flachen Schnauze blickten schuldbewusst von ihr zu mir.

»Hallo, Enrico«, sagte ich.

Die Brünette nahm einen Zug von ihrer Zigarette und wiederholte im gleichen Tonfall wie eben: »Setz dich endlich hin!« Sie verdrehte die Augen und schüttelte den Kopf mit den Locken.

Enrico setzte sich langsam hin und leckte sich die Lippen.

»Na also, war das jetzt so schwer?«, fragte sie ihn. »Er sieht aus wie Enrico Caruso, finden Sie nicht auch?«

Ich und der Mops sahen uns an.

»Nein. Warten Sie hier eigentlich auf mich? Ich habe eine Verabredung mit Mr. Hamilton«, meinte ich.

»Oh Entschuldigung«, sagte sie und wandte sich mir zu. »Sind Sie Hardy Engel, dieser Privatdetektiv?«

»Erraten«, sagte ich und streckte ihr die rechte Hand hin. Sie schüttelte sie sehr förmlich, prüfend, so wie man zum allerersten Mal einen Tennisschläger in die Hand nimmt, sah zu mir hoch und meinte plötzlich: »Sie habe ich mir irgendwie viel größer vorgestellt!«

Sie war mindestens einen Kopf kleiner als ich.

»Das tut mir leid«, sagte ich. »Soll ich jetzt wieder gehen?«

Sie erstarrte und schlug sich grinsend die Hand auf den Mund.

»Nein, natürlich nicht ... Ich sage andauernd solche Sachen, wissen Sie, ich trage eben mein Herz auf der Zunge ...«

»Und wer sind Sie?«, fragte ich.

»Ach Mensch ... Polly!«, sagte sie und gab mir schon wieder die Hand. »Ich bin Polly Brandeis.«

Die Art, wie sie mich ansah, war irgendwie seltsam. Durchaus angenehm, aber seltsam.

»Ich verstehe«, sagte ich der Einfachheit halber und ließ ihre Hand los. »Na, dann setze ich mich mal, Polly, wenn's recht ist.« Ich ging hinüber zum Schreibtisch und nahm auf dem Stuhl davor Platz. »Sie sind also Mr. Hamiltons Sekretärin ...«

»Nein!«, unterbrach sie mich mit fester Stimme. »Ich bin vom Verband der Regisseure in Hollywood. Die *Directors Association* hat mich abgestellt, um mit Mr. Hamilton gemeinsam den Mordfall Taylor zu untersuchen.«

Es war gut, dass ich schon saß. Spätestens jetzt hätte ich mich hinsetzen müssen.

»Wie bitte?«

»Mr. Taylor war der Vorsitzende dieses Verbandes, falls Sie es nicht wussten«, sagte sie, jetzt sehr ruhig und selbstsicher. »Wir wollen natürlich herausfinden, wer ihn ermordet hat, genau wie Paramount, das Studio, für das auch ich arbeite. Wir machen uns Sorgen um unsere Reputation und wegen des drohenden Skandals. Deswegen bin ich gerade sofort hierhingeschickt worden, als wir davon erfahren haben.«

Sie drückte ihre Zigarette im Aschenbecher aus.

»Aha«, sagte ich. »Was genau machen Sie in diesem Verband?«

»Na, ich bin Regisseurin«, sagte sie achselzuckend. »Das war jetzt aber wirklich nicht sehr schwer zu durchschauen, Mr. Engel. Sie scheinen mir ja ein schöner Ermittler zu sein!«

Ich maß sie verblüfft von oben bis unten. »Sie?«

»Ja. Oder wie haben Sie sich eine Regisseurin vorgestellt?«

Sie stemmte wieder eine Hand in die Hüfte.

»Habe ich bisher noch gar nicht«, sagte ich.

»Wenn wir Frauen nun endlich den Präsidenten wählen dürfen, dann können wir auch Regie führen, oder?« Sie blickte mich herausfordernd an und grinste. »Ich weiß, dass ich sehr jung aussehe. Aber ich habe schon vier Filme in Hollywood gemacht, und sie waren sehr erfolgreich.«

Sie ging auf den Schreibtisch zu.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte ich. »Wie alt sind Sie?«

»Ich bin zwanzig«, antwortete sie und beugte sich unvermittelt vor. »Bleiben Sie genau so sitzen.«

Ich runzelte die Stirn und rührte mich nicht.

Sie lehnte sich weit über den Schreibtisch und starrte mich aus einem Fuß Entfernung an. Sie schaute nun sehr ernst drein, ernst und traurig. Sie studierte mein Gesicht genau, und ich derweil ihres.

Es war ein sehr intensiver Blick. Und ein sehr schönes Gesicht. Sie hatte eine dieser Nasen, die einen Mann um das bisschen Verstand bringen, das ihm der Alkohol gelassen hat.

»Nein«, sagte sie plötzlich, »nein, Sie haben es nicht getan. Sie haben ihn nicht ermordet, das sehe ich.«

»Schön, dass wir das abschließend geklärt haben«, sagte ich schnell. »Aber geben Sie mir bloß nicht noch einmal die Hand. Das kann nicht so weitergehen, Polly.«

»Hatte ich ja gar nicht vor«, sagte sie.

»Doch, hatten Sie.«

»Hatte ich nicht«, sagte sie und schürzte die Lippen. »Was glauben Sie denn, wer ihn umgebracht hat? Sie haben einen Auftrag von Mr. Taylor erhalten, nicht wahr?«

»Ich warte lieber auf Mr. Hamilton«, sagte ich. »Tut mir leid. Er wollte mich als Zeugen befragen und ... Wo ist er denn?«

»Er gibt gerade Mr. Lasky einen ersten Rapport«, sagte Polly Brandeis. »Ich soll mir derweil die Briefe durchsehen. Sie sind nebenan.«

Bevor ich darauf reagieren konnte, berührte mich etwas am rechten Bein. Der Mops sah mich hechelnd von unten an. Ich tätschelte ihn. Er kniff die blutunterlaufenen Augen zusammen, dann begann er mir die Hand zu lecken, mit einer sehr feuchten Zunge.

Polly betrachtete uns beide und legte den Kopf schief.

»Enrico mag Sie«, sagte sie.

»Leidensgenossen erkennen einander sofort«, sagte ich.

»Nein, er mag nur Männer, die ich mag.« Sie setzte sich auf den Schreibtisch.

»Sie mögen mich also.«

»Ich glaube schon. Ich mag irgendwie komische Typen«, sagte sie und sah mich freundlich und leicht kritisch an. »Na ja, das heißt natürlich nicht, dass ich gleich was mit Ihnen anfangen werde, das nicht.«

»Interessant«, sagte ich. »Ich rede da manchmal auch ein Wörtchen mit.«

»Wissen Sie, ich habe zurzeit schon zwei Liebhaber«, erklärte sie und sprang auf. »Wollen Sie einen Kaffee?«

»Vielleicht ... ja danke ...«, sagte ich, in Gedanken noch bei ihrem ersten Satz. Sie war schon auf dem Weg zur Tür.

»Dann holen Sie sich selbst welchen«, sagte sie und zwinkerte mir über die Schulter zu. »Ich bin nicht dazu da, Ihnen Kaffee zu holen. Bis gleich, ich bringe mal die Briefe.«

Sie ging aus der Tür. Nur um direkt danach noch einmal hereinzusehen.

»Eigentlich sind es sogar drei. Liebhaber. Aber den dritten hab ich noch nicht so richtig rangelassen«, verkündete sie ernsthaft und quasi der Vollständigkeit halber. Dann verschwand ihr Lockenkopf wieder.

Ich und der Mops sahen uns an.

»Ach du Scheiße«, sagte ich. Und ich schwöre, er nickte.